Samstag, 6. Januar.

Der Westfälische Merkur erscheint täglich zweimal, am Tage nach Sonn- und Feiertagen einmal.
Beilagen: Illustrierte Unterhaltungs-Beilage (wöchentlich). Verlosungsliste von Wertpapieren (3 mal monatlich).
Redaktion: Lütkegasse 1—3. Sprechstunden 10—11 Uhr vorm.
Geschäftsstelle: Königstr. 59. Geöffnet 8 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends.
Verlag u. Rotationsdruck der Westfälischen Vereinsdruckerei.
Probenummern: Achttägiger Probeversand des Westfälischen Merkur gratis und franko. Bestellungen mit deutlicher Adressenangabe wolle man richten an die Geschäftsstelle, Königstraße 59.
Telegramm-Adresse: Merkur, Münsterwestf.
Redaktion Nr. 203, Geschäftsstelle Nr. 112.

Westfälischer Merkur.

Gegründet 1822. **Morgen-Ausgabe.** 91. Jahrgang.

1912. — Nr. 8.

Bezugspreise:
Vierteljährlich: In Münster bei der Geschäftsstelle ℳ 3,00; auswärts bei allen deutschen Postämtern ℳ 3,50.
Zweimonatlich: In Münster bei der Geschäftsstelle ℳ 2,00; auswärts durch die Post (jedoch nur für die beiden letzten Monate eines Quartals) ℳ 2,34.
Einmonatlich: In Münster ℳ 1,00; auswärts durch die Post (für jeden einzelnen Monat des Quartals zulässig) ℳ 1,17.
Einzelnummer: Zu haben in der Geschäftsstelle, an den Bahnhöfen rc. à Exemplar 10 Pfg.

Anzeigenpreise:
Für die Petitzeile oder deren Raum 25 ₰, Reklamezeile 75 ₰.
Anzeigen-Annahme: In Münster Königstraße 59, sowie sämtliche Annoncen-Bureaus des In- und Auslandes.

Erstes Blatt.

Hierzu die „Illustrierte Unterhaltungs-Beilage“.

Das Trappistenkloster R. D. de l'Eternité bei Darfeld, von 1795 bis 1825.

Es dürfte wohl manchem Bewohner des schönen Münsterlandes unbekannt sein, daß sich einst in der Nähe von Darfeld auf den Besitzungen des Herrn Grafen von Droste-Vischering ein blühendes Kloster der reformierten Cistercienser, oder wie sie besser bekannt sind, der Trappisten befand, zumal von dessen Existenz heute fast gar keine Spuren mehr vorhanden sind. Diese Abtei bestand dort durch dreißig Jahre und ihre Geschichte ist in kurzem folgende:

Der Cistercienserorden, gegründet im Jahre 1098, hatte sich in seinem sogenannten goldenen Zeitalter mit einer bis dahin fast noch nie gesehenen Schnelligkeit über ganz Europa und noch weit über dessen Grenzen hinaus verbreitet. Zu ihm gehörte auch das Kloster „La Trappe“ in Frankreich, dessen Abt Armand Jean le Bouthillier de Rancé in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die ursprüngliche Strenge des Ordens von Citeaux wieder voll und ganz in seiner Abtei eingeführt hatte. Von dieser Abtei erhielten dann die dortigen Cistercienser und alle, die von ihnen abstammten, den weltbekannten Namen: Trappisten. Als im Jahre 1791 die französische Revolution dem Ordensleben in Frankreich für damals ein Ende machte, zogen sich 21 Religiosen von La Trappe in die Schweiz zurück und gründeten dort unter ihrem Abte, R. D. Augustin des Lestranges, einem Manne von eiserner Willenskraft und Energie, die berühmte Abtei Val-Sainte. Von hier aus wurden bald wieder Neugründungen in Spanien, Italien und England gemacht, und im Jahre 1793 sandte der Abt auch eine kleine Kolonie von Trappisten, bestehend aus dem Schaffner D. Jean Baptiste und mehreren Religiosen nach Belgien, um dort ein neues Kloster zu gründen. Sie wurden vom Bischof von Antwerpen freundlich aufgenommen und legten den Grundstein zu der noch jetzt bestehenden Abtei Westmalle. Bald aber mußten sie vor den andrängenden Franzosen unter Pichegru Belgien wieder verlassen und begaben sich nach Westfalen. Hier wurden sie in der Cistercienserabtei Marienfeld zuvorkommend empfangen und fühlten sich bald so heimisch, daß sie ein ganzes Jahr dort blieben. Unterdessen wurde der bisherige Superior D. Johann Baptista abberufen und D. Eugenius de la Prade, der vor seinem Eintritte in La Trappe am Hofe der Königin Antoinette eine einflußreiche Stellung bekleidet hatte, zum Obern der kleinen Gemeinde ernannt. Dieser sah bald ein, daß er die Gastfreundschaft der Cistercienser in Marienfeld nicht länger in Anspruch nehmen könne und für die Seinigen ein anderes Unterkommen suchen müsse. Bei einer Reise nach Münster war er so glücklich, die Fürstin Gallizin kennen zu lernen und durch deren Vermittelung den Freiherrn Adolf von Droste-Vischering, der sich in edler Großmut sofort bereit erklärte, die Trappisten aufzunehmen und ihnen ein Terrain zur Benutzung zu überlassen. Er lud den Prior D. Eugenius ein, nach Darfeld zu kommen und sich dort einen passenden Ort für eine Niederlassung auszusuchen. Bald war zwischen beiden ein enges Freundschaftsband geschlossen, das für den Prior um so angenehmer war, da der Freiherr die französische Sprache mit seltener Fertigkeit sprach.

Am 16. Oktober 1795 ging der Freiherr Adolf in Begleitung seiner Brüder Caspar Maximilian und Clemens August mit dem Prior in westlicher Richtung vom Schlosse Darfeld nach Osterwick zu, um aus seinen dort gelegenen Grundstücken einen günstigen Platz zur Gründung eines Trappistenklosters auszuwählen. Es war ein Terrain, noch mit Wald bedeckt, auf einer leichten Anhöhe gelegen. Sofort wurde ein Baum gefällt und ein schmuckloses Kreuz daraus geformt. Darauf nahmen der Freiherr und seine beiden Brüder das Kreuz auf ihre Schultern und trugen es an einen Ort, den ihnen der Prior bezeichnete. Dort legten sie es nieder und der Freiherr bereitete mit eigenen Händen die Grube, in welche das Kreuz versenkt werden sollte, während sein Bruder Caspar Maximilian, damals Weihbischof von Münster, dasselbe segnete. Unterdessen nahm auch der Freiherr Clemens August, der später so berühmte Erzbischof von Köln, einen Spaten und half rüstig an der Fertigstellung der Grube. Aber er sah bald ein, daß er mit dem Spaten doch nicht so recht umgehen könne; deshalb legte er diesen bei Seite und bediente sich der Hände, um die Erde aus der Grube zu schaffen. Hierauf nahmen die drei hohen Herren das Kreuz, richteten es auf und senkten es in die Grube. Nachdem es befestigt worden war, knieten sie davor nieder und verrichteten ihre Andacht. Dann stand der Prior auf, näherte sich dem Freiherrn Adolf und sagte ernst zu ihm, indem er auf das Kreuz deutete: „Monsieur, voilà le contrat.“ Damit wollte er zu verstehen geben, daß das Kreuz ihm vollkommene Bürgschaft leiste, daß der Freiherr seinen Versprechungen nachkommen würde und es weiter keines andern Kontraktes auf dem Papier bedürfe. Das war der Gründungstag des Trappistenklosters bei Darfeld; es erhielt einen für jene Zeit denkwürdigen Namen: „N. D. de l'Eternité.“ Unsere liebe Frau von der Ewigkeit. Man hatte auch nicht unterlassen, die Erlaubnis des Landesherrn zur Klostergründung nachzusuchen, welche schon den Tag vorher, am 15. Oktober 1795 von dem damaligen Fürstbischof von Münster, dem Erzherzog Maximilian erteilt worden war.

Wohl hatten die Trappisten jetzt einen Ort, wo sie ein Kloster bauen konnten, aber von den Klostergebäuden selbst war noch nichts vorhanden. Diese mußten erst ganz errichtet werden. Deshalb begaben sich die Religiosen sofort an die Arbeit. Sie erbauten einige Hütten im Walde, wo sie den Monat Oktober und November zubrachten. Diese Hütten waren nur sehr einfach und konnten wenig Schutz gegen die rauhe Witterung gewähren. Trotzdem dachten weder der Prior noch die Religiosen daran, den Ort zu verlassen, sondern sie wollten den ganzen Winter dort zubringen. Und in der Tat blieben die Trappisten ruhig im Wald bei ihrer Arbeit, als schon der Winter mit Schnee und Eis ins Land gezogen war. Dieses wollte aber der Freiherr nicht gestatten, sondern lud sie freundlich ein, zu ihm ins Schloß zu kommen und daselbst die Wintermonate zuzubringen. Nur ungern nahmen diese Männer der Buße und Abtötung die Einladung an und der Freiherr gab ihnen drei Zimmer zur Benutzung, welche dicht neben der Schloßkapelle lagen. Dort richteten sie sich ganz klösterlich ein. Das eine Zimmer diente als Laboratorium und Küche, das andere als Kapitel und das dritte als Dormitorium. In der Schloßkapelle beteten sie jede Nacht bald nach Mitternacht ihr Offizium und dort legten auch die ersten Novizen, welche bei ihnen eintraten, ihre Gelübde ab. Während des Tages waren sie meistenteils im Walde, um diesen urbar zu machen. Der Freiherr hatte ihnen nämlich an dem Orte, wo das neue Kloster sollte zu stehen kommen, fünf Hektar Land geschenkt, das noch mit Wald bedeckt war; sie benutzten nun die Wintermonate, um diesen auszuroden und in Ackerland umzugestalten. Die ganze Klostergemeinde bestand anfangs nur aus vier Priestern, zwei Klerikern und vier Laienbrüdern.

Kaum war der Frühling angebrochen, so begaben sich die Trappisten rüstig an die Arbeit, um den Klosterbau, an welchem sie schon im vorigen Jahr etwas gearbeitet hatten, weiter fortzuführen und so schnell als möglich zu Ende zu bringen. Am Ostermontage wurde begonnen und die ganze Gemeinde, der Prior an der Spitze, mußte sich daran beteiligen. Das Baumaterial bestand aus Baumästen, welche zwischen starke Balken eingefügt wurden und dann mit Lehm verklebt, eine feste Wand bildeten. Schon am Pfingstfeste war der Bau des neuen Kirchleins, das aus demselben Material hergestellt wurde, so weit vorangeschritten, daß man darin Gottesdienst halten konnte. Bald war auch das ganze Kloster, freilich sehr arm und primitiv, vollendet; die Pforte hatte man nicht aus solidem Eichenholze aufgeführt, sondern, ähnlich der ersten Pforte von Citeaux, aus geflochtenem Holzwerk. Die Stelle der Schelle versah ein eiserner Hammer, mit welchem die ankommenden Fremden einige Schläge gaben, um den Bruder Pförtner herbeizurufen.

Nach Vollendung des Klosters begann man sofort das reguläre Leben der Trappisten, das eine immerwährende Uebung der Buße und Abtötung ist. Aber man hatte anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders mit einer drückenden Armut. Die Nahrung bestand aus schwarzem Kleienbrod, aus Wurzeln und Kräutern, die ein Novize der früher Apotheker gewesen war, im Walde zusammensuchen mußte. Wein und Bier kannte man gar nicht. Die Kranken bekamen wohl auf Anordnung des Arztes eine bessere Nahrung; viele aber wollten sie aus Buße und Abtötung nicht annehmen und verzichteten gern auf Ausnahmen, weil sie ihre Mitbrüder an so vielem Mangel leiden sahen. Gewöhnlich verwandte man auf die Zubereitung der Speisen weder Butter noch Fett; Salz war das einzige Gewürz, das man kannte. Die Kleidung war ebenso dürftig. Jeder Religiose hatte längere Zeit nur einen Habit, den er Winter und Sommer trug. Auch sonst herrschte im Kloster und Kirche nur Dürftigkeit und Armut. Die Arbeit aber war äußerst hart und anstrengend. Man mußte lange über die von der Regel vorgeschriebene Dauer arbeiten; dazu war der Boden ganz mit Baumwurzeln durchzogen, die unter vielen Mühen und oft mit sehr mangelhaften Instrumenten entfernt werden mußten. Manche Religiosen hatten die Hände voller Wunden und Risse, die ihnen vom Dornengestrüpp verursacht wurden. Aber trotz aller Mühseligkeiten harrten alle mutig aus und waren dabei vergnügt und zufrieden. Es waren eben Trappisten, deren Beruf es ist, Buße und Abtötung zu üben.

Allmählich aber verbesserte sich die Lage des Klosters. Es fanden sich Wohltäter, die durch reichliche Almosen der drückenden Not abhalfen. Unter diesen verdient besonders der Freiherr von Landsberg-Velen genannt zu werden, der den Trappisten beträchtliche Kapitalien schenkte. Jedoch fügte er die Bedingung hinzu, daß, wenn die Trappisten aussterben oder nach Frankreich zurückkehren sollten, diese Kapitalien an seine Familie zurückfallen würden. Nach dem Tode des Freiherrn wurden den Trappisten diese Gelder entzogen, obgleich sie gegen ein solches Verfahren energisch protestierten. Diese Gelder bestehen heute noch in dem sogenannten Trappistenfonds, wenigstens teilweise, weiter.

Trotz der strengen Lebensweise stellten sich bald viele Postulanten ein. Im Jahre 1799 zählte das Kloster schon über 22 Chorreligiosen und 20 Laienbrüder. Manches Jahr geschahen 30 Einkleidungen; aber viele von den Novizen traten wegen der strengen Lebensweise wieder aus. Und diese war in der Tat damals bei den Trappisten nicht laxe. R. D. Augustin des Lestranges hatte zur Sühnung der vielen Sünden, die zu jener Zeit in seinem Heimatlande Frankreich begangen wurden, die von der Regel vorgeschriebenen Strengheiten um vieles vermehrt. Frühstück gab es niemals; von Ostern bis Kreuzerhöhung aß man wohl zweimal im Tage; aber von da bis zur vierzigtägigen Fastenzeit nur einmal, um 3 Uhr nachmittags und in der Fastenzeit erst um 4 Uhr. Abendessen wurde dann nicht mehr vorgesetzt. Rechnet man dazu die recht armselige Zubereitung der Speisen, die harte Arbeit, den langen Chordienst, das immerwährende Stillschweigen untereinander und andere Strengheiten, so wird man wohl zugestehen müssen, daß das Leben eines Trappisten an Opfern und Entbehrungen recht reich war. Pius VII. milderte im Jahre 1814 diese Strengheiten etwas und führte in Darfeld wieder die Observanz von Abbé de Rancé ein.

Unterdessen hatte das Mutterkloster, Val-Sainte in der Schweiz, schwere Prüfungen durchzumachen. Im Jahre 1796 hatte R. D. Augustin des Lestranges im Canton Wallis das erste eigentliche Trappistinnenkloster gegründet. Bald befanden sich gegen 40 Schwestern in demselben, unter denen die berühmteste wohl die Prinzessin de Condé war. Louise Adelheid de Bourbon-Condé war eine Tochter von Ludwig Joseph de Bourbon und erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Anfangs sollte sie sich mit dem Grafen von Artois, dem nachmaligen König Karl X. vermählen. Dieser Heirat aber traten große Hindernisse entgegen; auch die Prinzessin selbst scheint mehr Neigung zum Ordensstand gehabt zu haben. Sie wurde nachher zur Äbtissin von Remiremont in Lothringen erwählt; von dort durch die Revolution vertrieben, ging sie zuerst für einige Zeit nach Wien und endlich nach der Schweiz, wo sie sich dem Abte von Val-Sainte als Postulantin für sein Trappistinnenkloster vorstellte. Dieser aber wollte sie nicht sofort aufnehmen, sondern schickte sie mit ihrer Hofdame nach Saint-Branchier, wo sie alte Kirchenwäsche ausbessern mußte. Auf diese Prüfung folgten noch andere und erst nachdem die Prinzessin alle überstanden hatte, nahm er sie auf; bei der Einkleidung erhielt sie den Namen Maria Josepha.

Als im Jahre 1798 die Franzosen in die Schweiz einbrachen, mußten die Trappisten, Religiosen und Schwestern, vor ihnen fliehen. Anfangs wußten sie nicht, wohin sie sich wenden sollten. Da schrieb die Prinzessin de Condé an den Zaren Paul I. von Rußland, der früher bei ihrem Vater als Großfürst lange Zeit Gastfreundschaft genossen hatte und bat um Aufnahme der Trappisten in seine Staaten. Der Zar sagte bereitwillig zu und räumte den Flüchtlingen einige Klöster in Weißrußland ein. Sofort brach R. D. Augustin mit seinen zwei Klöstern, etwa 200 Personen, im Januar 1798 auf und unternahm, teils zu Fuß, teils zu Wagen oder Schiff, die weite Reise. Sie ging durch Baden, Bayern, Oesterreich, Ungarn und Polen und erst im November langte man am Bestimmungsorte an. Doch auch hier konnten die Trappisten nicht lange bleiben. 1800 erschien der Ukas des Zaren, welcher alle Franzosen aus dem Lande wies und auch die Trappisten als solche betraf. Nun war man wieder in großer Verlegenheit. Nach vielem Nachdenken entschloß R. D. Augustin, sich mit den Religiosen und Schwestern nach Westfalen in sein Tochterkloster zu Darfeld zurückzuziehen. Für die Rückreise wählte man einen andern Weg. Ueber die Beresina zog man bis zum Bug, einem Nebenflusse der Weichsel, wo man sich auf kleinen Booten einschiffte und so bis Danzig gelangte. Hier stellte ihnen ein mitleidiger protestantischer Kaufmann drei Schiffe zur Verfügung, auf welchen sie die Reise bis Lübeck machten. In Hamburg teilte R. D. Augustin Religiosen und Schwestern in verschiedene Abteilungen. Ein Teil der Religiosen ging nach Darfeld, andere bezogen vorübergehende Niederlassungen in Driburg, Büren und Welda. Von den Schwestern ging eine Abteilung nach England, eine nach Paderborn und die dritte nach Darfeld, wo sie vom Prior freundlich aufgenommen wurden. Er erbaute ihnen neben dem Kloster der Religiosen ein kleines Klösterlein, das sie am 28. Dezember 1800 bezogen. Die Schwestern wurden bald sehr zahlreich, denn schon im folgenden Jahre traten 70 Postulantinnen ein, von denen 60 eingekleidet wurden. Unter diesen Postulantinnen befanden sich viele vornehme Damen aus alten Adelsfamilien Frankreichs, welche in der Revolution hatten fliehen müssen. Die Schwestern befolgten fast die nämliche Lebensweise wie die Religiosen; dazu hatten sie noch strenge Klausur.

Auf dem Kloster der Religiosen und Schwestern ruhte sichtlich der Segen Gottes. Die Gemeinde wuchs immer mehr an und der Prior konnte mehrere tüchtige Religiosen auf Neugründungen aussenden. Auch stellten sich manches Jahr so viele Postulanten bei den Religiosen ein, daß man sie nicht alle aufnehmen konnte. So kamen im Jahre 1804 über 40 junge Leute, welche um Aufnahme nachsuchten. Diese Postulanten waren meistens Ausländer, aus Frankreich, Italien, Oesterreich, Polen und Rußland; aber auch aus Westfalen, dem Rheinlande und Sachsen.

Bald nach Ankunft der Schwestern richtete der Prior eine Erziehungsanstalt für Knaben ein. 1802 befanden sich in derselben 65 Knaben im Alter von 7—18 Jahren, meistens Waisenkinder, die in vielen Gymnasialfächern, aber auch in Handwerken unterrichtet wurden. Die Patres erteilten den Unterricht; es wurde Mathematik, Latein, Französisch, Englisch, Deutsch usw. gegeben. In den Handwerken unterrichteten die Brüder; die Knaben konnten Schuhmacher, Koch, Müller, Zimmermann, Korbflechter, Glaser, Bleicher usw. werden. Sechszehn Patres und Brüder waren in der Anstalt tätig.

Nach und nach wurde das Kloster zu klein. Der Prior pachtete daher 1804 Klein-Burlo vom Fürsten von Salm für den jährlichen Pachtzins von 5250 Franks auf 12 Jahre und begab sich mit dem größten Teile der Religiosen dahin. Die Schwestern, deren Kloster auch zu eng geworden, erhielten nun einen Flügel von dem der Religiosen zur Benutzung. Klein-Burlo war aber keine Neugründung, sondern nur in Pacht genommen; 1811 wurde es wieder für immer verlassen.

Im Jahre 1808 wurde das Kloster der Religiosen von Rom aus zur Abtei erhoben und direkt unter den Heiligen Stuhl gestellt. Der Prior D. Eugenius wurde dessen erster Abt.

Bis zum Jahre 1811 hatten die Trappisten mit Napoleon immer in gutem Einvernehmen gestanden. Ein oder das andere Kloster in Frankreich und Savoyen war sogar mit Jahresrenten von ihm bedacht worden. Als er aber den Staatseid von ihnen verlangte, weigerten sie sich entschieden und fielen nun in Ungnade. Am 28. Juli 1811 erschien das Edikt des Kaisers, das alle Trappistenklöster in Frankreich und den von ihm abhängigen Ländern aufhob. Die Trappisten von Cervara in Italien, welche sich besonders den Forderungen Napoleons widersetzt hatten, wurden auf Festungen abgeführt, während der Prior des Klosters vor ein Kriegsgericht gestellt und dort abgeurteilt wurde. Auch die beiden Klöster in Darfeld wurden supprimiert und die Religiosen und Schwestern schonungslos vertrieben. Nur einige wenige, welche aus Kränklichkeit nicht mehr reisen konnten, durften zurückbleiben und galten vor der französischen Regierung als einfache Landwirte, welche das Land des Freiherrn zu bebauen hatten. Die andern zerstreuten sich nach Belgien, Holland, Rheinland und einige blieben auch in Westfalen. Die Schwestern gingen teils nach Belgien, teils nach dem Rheinlande, wo sie bei einigen wohltätigen Damen Unterkunft fanden. In Köln befand sich die Oberin mit dem größten Teile der deutschen Schwestern; sie wohnten in einem aufgehobenen Kloster, welches einer Madame Hinn gehörte und arbeiteten in deren Fabrik als gewöhnliche Fabrikarbeiterinnen. Das Ordenskleid hatten sie ablegen müssen.

Das Kloster der Religiosen zählte bei der Vertreibung: 16 Priester, 10 einfache Chorreligiosen, 44 Laienbrüder, 12 Donaten, 10 Domestiken, 7 Fremde und eine Anzahl Kinder. Das Kloster der Schwestern 25 Chor- und 17 Conversschwestern, 8 Oblatinnen und mehrere andere Personen.

Die Verbannung dauerte volle drei Jahre. Bald nach dem Einzuge der Alliierten in Paris, am 31. März 1814 kam der Abt D. Eugenius nach Darfeld zurück und berief

---

§ Was du ererbt von deinen Vätern hast . . .

Roman von Guido Kreutzer.

(14. Fortsetzung.)

Und doch wollte die Herzensangst nicht weichen. Sie krampfte die Hände im Schoß ineinander. Sie lachte; kam vom Hundertsten ins Tausendste; berichtete ihre kleinen Erlebnisse aus Langenbruch — und fühlte dabei doch, wie ihr Widerstand immer mehr in sich zusammensank. Weil sie ja gar nicht wußte, gegen wen sie ihn eigentlich einsetzen sollte.

Denn es war doch direkt Wahnsinn, zu denken, daß der Hans Scharrehn —

Da hob der den Kopf.

Und unter seinem Blick überfiel sie ein so jähes Entsetzen, daß es ihren Körper durchrüttelte, ihr die Zunge lähmte.

Sie wollte weitersprechen — sie bewegte nur die Lippen, wollte seinen Augen ausweichen, aufspringen — regungslos blieb sie sitzen.

Und nun kam eine leise Veränderung in sein Gesicht. Unmerklich fast, aber doch ganz deutlich. Denn der Mensch, der ihr da jetzt gegenübersaß, das war ja gar nicht mehr der Hans Scharrehn — das war ein anderer. Einer, vor dem man — — —.

„Sagen Sie, gnädiges Fräulein,“ — ganz ruhig klang seine Stimme — „haben wir wirklich nichts Wichtigeres miteinander zu besprechen, daß wir uns so konsequent über die alltäglichsten und banalsten Dinge unterhalten? Und so oft kommen wir doch wahrhaftig nicht zusammen, um uns den Luxus einer derartigen Zeitverschwendung leisten zu können.“

„Ich — verstehe — Sie — nicht,“ sagte sie mühsam.

Der Leutnant Scharrehn sprang auf, machte ein paar Schritte in das Zimmer; wandte sich dann wieder um.

„Sie wollen mich nicht verstehen. Denn Sie wissen ganz genau, was ich meine. Wenn Sie wirklich die Frau sind, für die ich Sie halte, dann ersparen Sie mir jedes weitere Wort. Dann sagen Sie mir ganz offen und ehrlich —“

Er hielt einen Moment abwartend inne, kam zurück und setzte sich wieder hin.

Ein entschlossener Zug lag um seinen Mund.

„Also gut,, dann werde ich es versuchen, die Ursache ins Reine zu bringen.“ — Ein tiefer Atemzug. — „Fräulein Brigitte, ich liebe Sie.“

Stille.

Verstört sah sie zu ihm hinüber. Eine Schwäche fiel sie an; aber gewaltsam hielt sie sich aufrecht.

Jetzt war es da, das Große, das Wunderbare, von dem sie im Dunkel so mancher schlaflosen Nacht geträumt. Das sie herbeigesehnt hatte mit allen Fibern ihres Herzens und vor dem sie doch ein schüttelndes Grauen empfand.

Und es war doch so süß und taumelselig und hieß — Entsagen!

Der Ulan hatte sich gleichfalls erhoben, stand straff aufgereckt.

„Ich weiß nicht, Brigitte, weshalb Sie mir noch immer nicht das antworten, worauf ich warte.“

„Weil ich nicht — darf.“ Sie senkte den Kopf. Sie sprach so leise; er verstand es kaum.

„Weil Sie nicht — —?“ Er trat ihr näher; sie wich zurück. „Was ist das für ein Grund, der imstande wäre, uns zu trennen, wenn wir beide uns nacheinander sehnen? Habe ich Sie erschreckt, daß ich Ihnen meine Liebe in so kurzen Worten gestand? Das ist unmöglich, denn Sie wußten doch, daß diese Stunde einmal kommen mußte. Wußten, daß ich seit Jahr und Tag getreulich um Sie warb, daß ich mich nicht entmutigen ließ durch Ihre wehrende Sprödigkeit. Ich habe ja heute nur ausgesprochen, was Ihnen längst kein Geheimnis mehr sein konnte! Sind Sie an einen anderen gefesselt? Nein. — Gibt es etwas, was mich Ihrer und Ihres Besitzes unwürdig machte? Auch nicht. Warum also, Brigitte?“ Seine Stimme wurde hart und laut — „warum . . . dürfen Sie mich nicht hören? Ich verlange eine Antwort von Ihnen, ich fordere sie; denn ich habe ein Recht dazu. Und Sie müssen sie mir geben. Hören Sie — Sie müssen!“

Die schöne Brigitte Steinrott stand unbeweglich; ihre Augen gingen hilflos im Zimmer herum von einem Gegenstand zum andern.

Die Sonne war höher gestiegen; kam jetzt in flutender Woge durch die offenstehenden Fenster, quer durch das Zimmer ein breites Lichtband, auf dem Milliarden von Stäubchen einen tollen Wirrwarr tanzten. Brummend zog eine Fliege an der Fensterscheibe hin und her. Vom Dorf kam das dumpfe Aufbellen eines Hundes, dem sofort zwei — drei andere antworteten. Auch ein Fixköter mußte dabei sein, denn der kläffte, daß sich seine Stimme fast überschlug.

Da machte der Mann vor ihn eine unruhige Bewegung. —

Das brachte sie wieder zu sich. Sie sah zu ihm zurück. Sah in sein Gesicht, dem die Spannung einen seltsam fremden Ausdruck aufprägte.

Und jetzt brauste es in ihr hoch. Und über sie kam das wilde Verlangen, ihn bei den Schultern zu fassen und ihm ins Gesicht zu sehen. Um Haaresbreite. Und hinaus zu schreien, was ihr die Kehle zusammenpreßte. Einmal nur aufschreien dürfen. Nur ein einziges Mal ! ! —

Verzweifelt wehrte sie sich dagegen; stemmte sich mit ihrer ganzen jungen Kraft; krampfte die Zähne aufeinander. „Nur still sein, ganz still sein!“ Halberstickt rang sich der grübelnde Wunsch noch einmal zu ihrem Bewußtsein durch.

„Wollen Sie mich endlich antworten, Brigitte?“ sagte der Offizier mono/

Da wich der lähmende Bann. Ganz ruhig wurde es in ihr. Und sie hatte den einen Wunsch: jetzt schnell alles sagen, damit es bald vorüber ist! — —

Sie richtete sich etwas auf, sah ihn voll an und ihre Stimme schwankte nicht.

„Ich sehe ein, Hans, Sie haben ein Recht auf unbedingte Offenheit. Dieses Recht soll Ihnen werden. Ich weiß, daß Sie mich lieben; und ich habe Ihre Empfindungen vom ersten Tage an erwidert. War auch entschlossen, Ihre Werbung anzunehmen, wenn Sie zu mir kommen würden. Bis vor ganz kurzer Zeit war ich dazu entschlossen. Denn ich konnte mir im Leben vielleicht nicht Schöneres wünschen.“ — Sie machte eine verlorene Handbewegung.

„Und weshalb änderten Sie Ihren Entschluß?“ fragte er schleppend.

„Weil ich mich moralisch dazu verpflichtet fühle,“ entgegnete sie nach einer kleinen Pause halblaut; immer mit der nämlichen Festigkeit. „Weil ich erst vor ganz kurzer Zeit erfuhr, wie schwer Sie mit drückenden Sorgen und einer Fülle von Verpflichtungen zu kämpfen haben.“

Eine brennende Röte der Scham rann über das Gesicht des Mannes. Seine Lippen preßten sich hart aufeinander.

Das junge Mädchen lächelte trübe.

„Vielleicht mag es Ihnen unweiblich erscheinen, Hans, daß ich mich von solchen nüchternen Erwägungen leiten lasse bei Fragen, die das Beste in uns zum Endziel haben. Aber“ — ihre Augen irrten an ihm vorüber zum Fenster — „ich weiß wohl zu viel vom Leben. Mein Vater kann sich auf Langenbruch nur unter Anspannung aller Kräfte halten, und ich, als seine einzige Tochter, kämpfe Schulter an Schulter mit ihm. Was sollte er wohl tun, wenn ich ihn jetzt mitten in der Bataille feig im Stich ließe und mich in irgend ein warmes Nest flüchtete. Ich bin auch ein Soldatenkind, Hans! Aber selbst wenn ich davon gar nicht spreche — in diesen vier bitteren Jahren auf Langenbruch, da bin ich vielleicht über mein Alter hinaus gereift. Und da habe ich denn auch jene Lebensanschauung bekommen, die mich jetzt so — unweiblich zu Ihnen sprechen läßt.“

Ihre Stimme wurde nun doch ein wenig unsicher. Sie sprach ganz langsam.

„Wir müssen eben hart sein gegen uns selbst, Hans. Die Sonne können wir nicht vom Himmel herunterholen. Und falsche Sentimalitäten, wenn wir sie ein ganzes Leben mit uns herumschleppen sollen, die werden zu einer drückenden Last. Und — und als ich dann all das hörte von Ihnen und Ihrer ganzen Lage, “ — sie zog mit einer müden Bewegung die Schultern hoch — „da hab' ich eben resignieren müssen. Nicht freiwillig, Hans, bei Gott nicht! Aber da bleibt doch kein Ausweg — denn wenn ich nach dem gehen dürfte, was mein Herz mir befiehlt,“ — ihre Stimme erlosch bis zu einem leisen Flüstern — „ich hab' Sie doch lieb, Hans.“ — — —

Der Leutnant Scharrehn hatte stumm zugehört, stand auch jetzt noch reglos.

„Und — können Sie mir mitteilen gnädiges Fräulein, woher Ihnen diese genaue Kenntnis über mich gekommen ist?“

Sie zuckte zusammen, daß er sie wieder „gnädiges Fräulein“ nannte; bewegte nur leise verneinend den Kopf.

„Sie verweigern mir also diese Auskunft?“ fragte er noch einmal, und seine Stimme klang herrisch, als halte er vor seinem Zuge.

„Ich darf den Namen nicht nennen,“ sagte sie endlich.

Da trat er dicht an sie heran. In seinen Augen flammte eine grelle Lohe auf. Aber um die Mundwinkel spielte nur ein Lächeln.

„Dann werde ich es tun: — Albrecht Grona, mein einziger Freund! Der, meine Gnädige, ist allerdings ganz genau über mich informiert. Besser noch, als ich selbst.“

Und als sie sein Lächeln sah, kam mit einem Schlage die jähe Erkenntnis über sie, welcher Sinn sich hinter seinen Worten verbarg.

„Nein!“ — Sie schrie fast auf. — „Das ist nicht wahr Albrecht Grona hat mir nichts davon gesagt. Kein Wort, Hans. Ich schwöre Ihnen — — —“

Schwer hob er die Hand gegen sie; er war bleich geworden bis in die Lippen.

„Schwören Sie nicht; denn ich — glaube Ihnen nicht!“

Und während sie noch, keines Wortes mächtig, starr da stand, fühlte sie, wie eine riesenhafte schwarze Woge sich gegen sie heranwälzte; wie eine tödliche Schwäche über sie kam. Ein Schmerz hämmerte in ihren Schläfen. So hatte sie es ja gar nicht gewollt — so nicht! Das war doch ein ungeheuerliches Mißverständnis, eine wahnsinnige Idee, in der er sich verfangen hatte. — Sie mußte ihm alles erklären, damit er nicht etwa glaubte — — Wenn nur nicht diese seltsame Erschlaffung in ihr gewesen wäre; wenn sie nur sprechen könnte . . . irgend etwas sagen . . . aber schnell, schnell, damit er nicht vorher ging — — ihre Stirn feuchtete sich; sie wankte. Aber sie hielt sich aufrecht. Immer noch — — immer — — noch . . .

Der Ulan hängte den Feldstecher um, hakte den Pallasch aus, den er vorhin ganz vergessen hatte abzulegen, griff nach der Mütze.

Und dann — dann war es, als verabschiedete er sich von der fremdesten Dame im fremdesten Salon.

Er nahm den Säbel hoch — in stechendem Gleißen lief die Sonne über die blanke Scheide. Die Sporren klirrten. Eine Verbeugung.

„Gnädiges Fräulein! — — —“

Die Tür schloß sich hinter ihm.

Seine Schritte verhallten draußen auf dem Gang

Und erst da brach sie zusammen. — — — —

(Fortsetzung folgt.)

auch die zerstreuten Religiosen und Schwestern dahin. Man begann wieder das reguläre Leben, nahm Postulanten auf und suchte die beiden Klöster wieder in guten Zustand zu setzen. Doch waren sie nicht mehr so zahlreich, als früher, da die französischen Religiosen und Schwestern nach Frankreich zurückgekehrt waren und dort neue Klöster gründeten. Um seinen Religiosen und Schwestern genügenden Unterhalt zu verschaffen, pachtete der Abt D. Eugenius im Jahre 1[?] den Rittersitz Hameren auf 24 Jahre für einen sehr hohen Preis. Ein Teil der Religiosen begab sich nun dorthin, um die Oekonomie zu leiten, während die andern in Darfeld das reguläre Leben fortsetzten. Als im Jahre 1816 der Abt Eugenius starb, wurde D. Petrus, ein Rheinländer an seiner Stelle Superior der beiden Klöster.

Im Jahre 1820 bekamen die beiden Klöster viele Schwierigkeiten von außen her, wodurch sie in ihrem Ordensleben sehr eingeschränkt wurden. Sie durften keine Novizen mehr aufnehmen und es wurde ihnen sogar verboten, das Ordenskleid zu tragen. Diese und ähnliche Vorkommnisse bewogen den Prior D. Petrus zu dem Entschlusse, die beiden Klöster anderswohin zu verlegen. Nach langem Suchen fand er einen passenden Ort im Oberelsaß, Oelenberg mit Namen, wohin dann die Religiosen und Schwestern im Jahre 1825 übersiedelten. Heute noch besteht also das Kloster von N. D. de l'Eternité bei Darfeld als Cisterzienserabtei Oelenberg im Oberelsaß weiter, während das Kloster der Schwestern, das 1827 zur Abtei erhoben wurde, im Niederelsaß unter dem Namen: N. D. de M. Altbronn noch fortbesteht.

Bald nach dem Wegzuge der Trappisten verpachtete der Freiherr die Ländereien, die früher von ihnen waren bebaut worden, an einen Pächter, mit Namen Thiemann. Die Gebäude der beiden Klöster wurden 1826 samt den zwei Kirchen ganz niedergerissen, der Boden planiert und als Ackerland gebraucht. Darum ist jetzt von den Klöstern nichts mehr vorhanden. Beim Wegzuge der Trappisten waren noch folgende Gebäude vorhanden: die Kirche der Religiosen und der Schwestern, zwei Wohnhäuser für beide Gemeinden, die Scheune, Stallung, Brauhaus, Holzschuppen und die Pforte. Zu den Klöstern gehörten auch vier Gärten: der sogenannte Nonnengarten, der große Obstgarten, der kleine und der Hopfengarten. Die fünf Hektar Land, die sie vom Freiherrn erhalten hatten, waren mit einem Bretterzaun und einer Anzahl von Sträuchern umgeben, hinter welchen sich noch ein Graben befand. Man kann dieses heute noch teilweise sehen.

Auf dem ebenfalls noch heute erkennbaren Friedhofe liegen: 26 Chorreligiosen (darunter 19 Priester), 25 Laienbrüder und 3 Donaten; von den Schwestern: 31 Chor- und 26 Laienschwestern.

P. St.

S. Ein jüdisch-deutscher Dichter in Amerika.

Seit drei Jahrzehnten geht unaufhaltsam der Strom der jüdischen Einwanderung aus Osteuropa nach den Vereinigten Staaten. Dort sind alle Judenschranken gefallen. Newyork zählt bereits über 1 Millionen Juden, mehr als irgend eine andere Stadt der Welt. Nur wenige, meist Wohlhabende amerikanisieren sich völlig. Die osteuropäischen Hebräer, überwiegend in den Großstädten, wohnen in dichten Massen zusammen, freiwillige Ghettos, Judenviertel, bildend. Hier erklingt fast nur das Judendeutsch (Jiddisch) eine aus älteren und neueren deutsch, hebräischen und slavischen Bestandteilen zusammengesetzte Mundart. In ihr hat sich bereits seit dem 15. Jahrhundert eine Unterhaltungs- und Erbauungsliteratur gebildet, meist den Frauen dienend. Etwa um 1850 ist in Deutschland dieser Dialekt völlig verschwunden. Anders in Osteuropa, wo die herrschenden Nationalitäten, selbst noch merklich höherer Kultur entbehrend, das jüdische Volkstum kaum beeinflussen. Gar spät und auch nur vereinzelt wurde im Jargon gedichtet. Wohl der bedeutendste Jargondichter ist Morris Rosenfeld, geboren 1862 in Russisch-Polen in gar dürftigen Verhältnissen, bei geringer Schulbildung. Als 18jähriger verheiratet, geht er nach Amsterdam, wo er sechs Monate in einer Diamantenschleiferei arbeitet. In London übt er drei Jahre das Schneiderhandwerk aus in der Heimarbeit, im Sweat Shop (Schwitzkasten), um Hungerlohn. Auch in Newyork geht es nicht besser. Unwiderstehlich zieht es den armen Schneider zur Dichtkunst in späten Abendstunden, in welcher er ohne Lehrmeister zum reichen Talente ausreift. Ungleich seinen Vorgängern ist Morris Rosenfeld sozialer Dichter.

„O glaubt, kein goldenes Instrument
Stimmt meine Kehle zum Singen.
O glaubt, kein Wink von oben läßt
Meiner Leier Saiten erklingen.
Doch der Sklave, der seufzt und der Sklave, der höhnt,
Der weckt in mir die Lieder,
Und flammend erwacht in mir ein Sang
Für meine armen Brüder."

Was er erlebt, wird in ihm zur Dichtung. Durch die Frohnarbeit am Körper siech geworden, wird er Mitarbeiter jüdisch-(jiddisch)amerikanischer Zeitschriften. Die Eigenart der Dichtungen machte den Verfasser schnell bekannt, durch Uebersetzungen ins Englische, Deutsche, Polnische, Tschechische und Russische.

Wie beredt, wie schwungvoll, wie anschaulich weiß M. R. von der Frohn der Heimarbeit, vom Hunger und Kummer der jüdischen Proletarier, von den Leiden der Rückwanderer (veranlaßt durch die neue amerikanische Gesetzgebung), von den Arbeiterkrankheiten zu singen. Durch die Heimarbeit wird in Großstädten der Mensch vielfach zur Maschine.

„Es tickt und schlägt, es treiben die Zeiger.
Doch horch — was klingt dort her von der Wand?
„Rege dich!" ruft der ruhlose Pendel,
„Rascher, rascher rühre die Hand!"
Die Zeiger gleichen zwei bösen Augen,
Die lauernd auf mich hinunterziehen.
Und jeder Schlag ist wie Meisters Schelten:
„Maschine," schreit es, du hast zu nähn!"

Mehr den Reichen als den Armen erlustigen der freien Natur Schönheit und Reize, ihm erweckt sie nur Weh und Ach. Obwohl über sein herbes Los knirschend, hat der Dichter nichts vom Umstürzler an sich, ihm scheint es mehr als ein unentrinnbares, geheimnisvolles Fatum. Sozialreform, Ausgleich von Kapital und Arbeit sind ihm unbekannte Dinge.

„Wer weiß das Ende, sagt an?
Ich weiß es nicht. Doch weiß ich wohl:
Wenn dein — ob früh, ob spät —
Die Arbeit erschlagt, — sitzt ein anderer da
Und näht und näht und nähe."

In Newyork, der Stadt des rastlosen Fortschritts, des raffinierten Luxus möchte sich der Vater so von vollem Herzen in Spiel und Belehrung seinen Kindern hingeben. Die hastig drängende schlecht entlohnte Arbeit ermöglicht es nicht. Und wie hängt das jüdische Herz an den Kleinen. „Armselig Judenpack," heimatlos, sterbenskrank, sich mühsam durchbettelnd, stehe vor dem Richter. Nach dem harten Gesetz soll ihr einziges Kind in Zwangserziehung kommen, wie kämpft, wie ringt, wie heiß fleht die arme Mutter um ihr Schmerzenskind, ihren einzigen Trost nicht zu verlieren.

Ein höllischer Sturm rast über das Meer, jählings droht das Schiff zu versinken. Jammernd, betend, hoffend, stehen die Menschen da. Nur im Zwischendeck sitzen zusammengekauert, ruhig und stumm zwei Juden da.

„Wir sind Juden, armselige Juden,
Ohne Freund, ohne Freud, ohne Hoffnung auf Glück,
Fragt uns nicht mehr! Doch wollt ihr es wissen:
Amerika treibt uns nach Rußland zurück
Es treibt uns dahin, woher wir geflohn
Wir sind ja nur Juden und haben kein Geld!
Doch nun, was sollen wir noch erhoffen?
Was soll uns das Leben, was soll uns die Welt?"

Nach dem neuen amerikanischen Einwanderungsgesetz können in wirtschaftlicher oder moralischer Beziehung „lästige" Ausländer ausgewiesen werden.

Scheinbar erfüllt der Zionismus, die nationale Zukunft, den Dichter mit froher Hoffnung.

„Hörst du Jude? „Glück und Frieden!"
Ruft dir zu ein neuer Mai.
Wein nicht! Bist noch nicht verloren,
Wegemüder Wandrer du.
Neue Jahre, gute Jahre,
Winken dir, mein Jude, zu!
Hörst du, wie's durch Wolken zieht?
Himmlisch-schöne Melodien,
Süße Cherubs-Harmonien,
Hörst du es, das neue Lied?"

Weiter heißt es:

„Doch lebt in uns ein Ideal,
Das Völker, könnt ihr nie besiegen."

Worin aber dieses Ideal besteht, teilt der Dichter nicht mit. Des Christentums wird in keiner Weise gedacht. Aber auch die jüdische Religion erweist sich nicht als treibende und tröstende Macht — vielmehr als Ueberbleibsel einer entschwundenen Zeit. Wohl wird im jüdischen Kultus das Gefühl gehoben und die Stimmung geweckt. Aber was bleibt?

„Was wir lieben, was wir hassen,
Muß im großen Nichts erblassen,
Taucht in die Unendlichkeit,
Wo's kein Streben gibt, kein Leben,
Nur geheime Kräfte weben,
Still dein Schweigen Ewigkeit."

Diese finstere, düstere, klagende Gemütsstimmung macht aus Morris Rosenfeld keinen wahren Volksdichter. Es fehlt die Hoffnung, die Voraussetzung aller Fröhlichkeit. Merkwürdigerweise hat diese religionsfeindliche Richtung auch starken Anhang im Zionismus, von dem sich deshalb die gesetzestreuen Juden immer mehr abwenden. Ein behagliches Dasein hat sich M. R. durch seine Schriftstellerei nicht erworben, im Gegenteil, er leidet an Mangel und ist nahezu erblindet. Aber bezeichnend ist, daß die unter jüdischer Leitung stehende Presse den Dichter so wenig bekannt gemacht hat.

Aepfel und Nüsse.

(Nachdruck verboten.)

II.
Schluß.

Während der Apfelbaum bereits zu vorgeschichtlicher Zeit in ganz West- und Mittelasien, vor allem auch überall in Nord- und Mitteleuropa wild vorhanden war und man noch heute nicht mit Sicherheit nachzuweisen vermag, ob dieser uralte wilde Apfelbaum als der wirkliche und alleinige Stammvater der späteren Edelapfelsorten zu bezeichnen ist, weiß man vom Walnußbaume, daß er in Westasien zu Hause ist. Der Name Walnuß, ursprünglich Welschnuß, deutet an, daß der Baum aus Welschland (Italien) zu uns gekommen ist.

Im alten Griechenland gab es namentlich in den Gebirgsgegenden viele Walnußbäume, doch wurden dieselben nicht besonders hochgeschätzt; eine eigentliche Walnußkultur trieben die frühesten Bewohner Griechenlands nirgends. Erst als aus Persien bessere Walnußsorten nach Griechenland eingeführt wurden, erlangte deren Anbau und Pflege größeres Ansehen und allgemeinere Verbreitung. Es wurden die wertvollsten Nußsorten unter den Namen „Königs", „euböische" oder persische Nüsse besonders gern u. viel vertrieben. Einer persischen Sage nach ist der Walnußbaum aus Karya, einer Tochter des lakonischen Königs Dio, entstanden.

Die Römer erhielten den Walnußbaum wahrscheinlich aus Griechenland, und zwar etwa um's Jahr 100 v. Chr. Man rechnete ihn zu den eicheltragenden Bäumen und weihte ihn, wie alle diese, dem Jupiter, nannte ihn dementsprechend Jovis glans, d. h. Jupiter-Eichel, woraus dann durch Zusammenziehung sein heutiger wissenschaftlicher botanischer Name „Juglans" entstanden ist.

Außer als Nahrungsmittel benutzte man im Altertum die Früchte als Heil- und Schönheitsmittel. Aus den gebrannten Schalen der Nüsse wurde mit Wein und Oel eine Salbe hergestellt, die den Haarwuchs fördern sollte, während man aus den unreifen Früchten ein Haar- und Wollfärbemittel bereitete. Mit Walnußöl beseitigten die Alten (siehe Pieper: Schwerhörigkeit und Kopfschmerzen, und mit den heißgemachten Schalen brannten sie hohle Zähne aus und entfernten vorwitzige Haare aus den Gesichtern der Damen. Walnüsse, morgens gegessen, sollen die Kraft der Gifte bemmen, und das berühmte Gegengift des Königs Mithridates bestand aus zwei trockenen Nüssen, ebensoviel Feigen und zwanzig Rautenblättern, die mit Salz zusammengerieben waren.

Der schon von den alten Griechen und Römern gehegte Glaube, daß durch Darbringen von Walnüssen der Ehesegen vermehrt werde, findet sich noch heute in Hochzeitszeremonien vor, indem daselbst, und zwar mehr noch in Griechenland als in Italien, Braut und Bräutigam mit Nüssen beworfen werden. Die Germanen hatten die Walnuß dem Fro, dem Gotte der Liebe und des Ehesegens, geweiht; auch dem Donar, dem Spender des befruchtenden Regens, wurde sie zugesprochen. Wir finden daher auch bei unseren Vorfahren den Gebrauch, Nüsse vor einen Hochzeitszug zu streuen. In einigen Gegenden werfen Brautleute am 24. Dezember Walnüsse ins Feuer. Brennen diese still ab, gibt es eine friedliche Ehe, krachen und knattern die Nüsse aber beim Brennen, so wird die Ehe eine stürmische.

Es liegt auf der Hand, daß viele Gebräuche, die mit der Walnuß in Zusammenhang stehen, auch auf die Haselnuß bezogen werden. Als Loki die Göttin der ewigen Jugend dem Riesen übergab, verwandelte er sie in eine Haselnuß; die Nuß muß der Erde überliefert werden, um neues Leben zu schaffen. Die slawische Flutsage läßt, als das Verderben über die Erde hereinbricht, sich einige tugendhafte Menschen in eine Nußschale retten. Die Nuß ist also auch hier der Träger des neuen, zukünftigen Lebens, und dementsprechend werden auch heute noch in vielen Gegenden die Bräute mit Haselnüssen überschüttet. Beim Hochzeitsschmause herrscht vielfach der Brauch, daß die jungen Männer den Mädchen Nüsse zuwerfen. Findet sich darunter eine mit doppeltem Kern, so sollen Geber und Empfänger ein Paar werden. In Zusammenhang damit steht wohl die Sitte des „Vielliebchenessens".

Wer frühmorgens eine Nuß mit Raute genießt, dem schadet tagsüber kein Gift. Nüsse, gegessen, verscheuchen Trübsinn und geben dem geschwächten Körper die Jugendkraft wieder, verdünnen und versüßen ferner das Blut. Aus ausgehöhlten Haselnüssen stellte man Amulette her, die hieb- und stichfest machen sollten. Noch während des dreißigjährigen Krieges war dieser Gebrauch allgemein üblich.

Der deutsche Name Hasel leitet sich her von der alten Wurzel has = weiß oder grau, eine Hindeutung auf die Farbe des Holzes und der Nüsse. Die wissenschaftliche Bezeichnung corylus avellana stammt von dem griechischen Wort korys = Helm, Haube, ab und bezieht sich auf die grüne, die Nuß umgebende Hülle, während avellana mit Avellino, einer Stadt in Campanien, in deren Umgegend Nüsse häufig waren, in Zusammenhang steht.

Haselnußreste sind fast in allen vorgeschichtlichen Niederlassungen Europas gefunden worden, oft in solchen Mengen, daß die Behauptung gerechtfertigt erscheint, diese Früchte seien ein beliebtes Nahrungsmittel der Pfahlbauern gewesen. Da Reste auch in diluvialen Ablagerungen vorkommen, muß man den Haselstrauch als ein einheimisches Gewächs ansehen.

Wie das Christentum das Julfest seines ursprünglichen Charakters entkleidet und dasselbe in eines der bedeutungsvollsten Feste für die gesamte Christenwelt verwandelt hat, so hat es auch den damit verbundenen Bräuchen eine andere Deutung unterzulegen gewußt. Der Apfel war durch die biblische Ueberlieferung vom Sündenfalle zum Vorbild des Sündhaften, der Sinnlichkeit geworden und unter dem Namen „Eva"- oder „Sodomsapfel" als eine durch ihre schöne goldglänzende Außenseite verlockende Frucht geschildert, die aber im Inneren nichts als Asche und Unrat enthalte. Durch den Tod des Erlösers ist nun nach frommem, christlichem Glauben auch dieser Sodomsapfel entsündigt, zum Sinnbilde göttlicher Liebe und Barmherzigkeit geworden, und so pflegte man denn zum Zeichen des auch der Menschheit wiederfahrenen Heils in späterer Zeit den Weihnachtsbaum mit goldverzierten Aepfeln zu schmücken, ebenso wie mit Nüssen, die, unseren Vorfahren als Zeichen der Fruchtbarkeit geltend, durch die Kirche zum Symbole der Unsterblichkeit gestempelt wurden.

C. M.

△ Wichtige Fortschritte in der drahtlosen Telegraphie.

(Nachdruck verboten.)

Die letzte Sitzung der Deutschen Physikalischen Gesellschaft im Physikalischen Institut der Berliner Universität erwies sich von besonderer Anziehungskraft durch die Ankündigung eines Vortrages von Dr. Franz Kiebitz über das Thema: „Neue Versuche über gerichtete drahtlose Telegraphie mit Erdantennen." Von der Anstellung solcher Versuche seitens des Kaiserlichen Telegraphenversuchsamtes auf einem 13 Morgen großen Stück ebenen Heidelandes in der Nähe von Belzig waren schon seit längerer Zeit Nachrichten in die Oeffentlichkeit gedrungen, auch davon, daß überraschende Ergebnisse dabei erzielt seien, war erzählt worden; aber Genaueres blieb den Mitteilungen vorbehalten, welche Dr. Kiebitz, der Leiter der Versuche, für einen Vortrag in der Physikalischen Gesellschaft zugesagt hatte. Was der Redner von den erst vor kurzem zu einem gewissen Abschluß gebrachten Ergebnissen dieser Versuche zu berichten hatte, wird nicht verfehlen, in weiten Kreisen Aufsehen zu erregen. Denn es bedeutet kaum weniger, als einen neuen wichtigen Fortschritt der drahtlosen Telegraphie, dieses größten aller Wunder der Neuzeit, kaum weniger als die hohe Wahrscheinlichkeit, daß in absehbarer Zeit die jetzt von Türmen und Masten getragenen Luftleitergebilde — Antennen — die bisher in der drahtlosen Telegraphie Verwendung finden, überall da, wo die Herstellung wagerechter Leitungen möglich ist, ersetzt werden können durch horizontale Antennen, und daß dieser eine erhebliche Verbilligung der Anlagen versprechende Ersatz durch die von ihm gegebene Möglichkeit der Anwendung noch stärkerer Ströme, als bisher benutzt werden konnten, eine gesteigerte Leistungsfähigkeit des Fernsprechwesens verbürgt. Denn bis heute ist es, trotz gewaltiger Turmkonstruktionen, nicht möglich gewesen, eine Antenne zu bauen, welche die praktische Einführung von Hochfrequenzmaschinen und die Ausnutzung von deren kolossaler Leistungsfähigkeit erlaubte, die nunmehr möglich sein wird. Endlich wird es ein Gewinn von ungeheurer Wichtigkeit sein, daß man durch die Erdantennen in den Stand gesetzt sein wird, die Richtung der elektrischen Wellen innerhalb ziemlich enger Begrenzung zu bestimmen und hiermit voraussichtlich dem jetzt bestehenden Tohuwabohu der Funkensprüche in den Lüften ein Ende zu setzen oder es wenigstens einzuschränken, das immer schlimmer wurde, je mehr sich die Zahl der drahtlosen Stationen vermehrte.

Bekanntlich erregte es im Fortschreiten der drahtlosen Telegraphie allgemeine Verwunderung, daß die Krümmung der Erdoberfläche kein Hindernis bildete, zwischen weit entfernten Stationen zu telegraphieren. Diese Erfahrung hat alsbald zu der Vermutung Anlaß gegeben, und diese ist im weiteren durch das Experiment als richtig erwiesen worden, daß das elektrische Feld nicht nur bei der Ausbreitung der Wellen, sondern schon in der nächsten Umgebung des funkentelegraphischen Senders im wesentlichen senkrecht auf der Erdoberfläche steht. Schon 1902 und 1904 hatte Lecher aus der genannten, anfangs befremdenden Tatsache gefolgert, daß der Ausbreitungsvorgang in der drahtlosen Telegraphie als Ausbreitung von Ladungen auf der Erdoberfläche zu betrachten sei und daß es möglich sein müsse, statt mit einem Luftleiter mit zwei geeignet gerichteten Erdanschlüssen die funkentelegraphischen Zeichen aufzunehmen. Annähernd dem gleichen Gedanken gab alsdann Zehnder Ausdruck, als er mit D. R. P. 178 861 den Vorschlag machte, ohne fortlaufenden Leitungsdraht unter Verwendung elektrischer Erdwellen zu telegraphieren. In jedem Falle lag es nahe, den Ausbreitungsvorgang unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, daß sich Herzsche Wellen in der Luft und Ladungswellen auf der Erde gegenseitig bedingen, wonach die Lechersche Theorie dahin zu vervollständigen war, daß sich Erdantennen verhalten wie metallische Erdleitungen in einem Halbleiter und Leitfähigkeit für Wellen bestimmter Frequenz, sowie, daß sie bei genügender Ausdehnung auch Strahlungsvermögen zeigen müssen. Für die Anschauung hat die Leimbachsche Beobachtung eine wertvolle Unterstützung gebracht, daß es nämlich möglich ist, im Innern der Erde mit elektrischen Wellen zu telegraphieren.

Das war der Stand der theoretischen Würdigung der Erfahrungstatsachen, als Dr. Kiebitz vom Reichspostamt den Auftrag empfing, Untersuchungen über Erdantennen anzustellen. Im November 1910 gelang es, zunächst mit einer kleinen Sende-Einrichtung für 150 Watt Erdantennenleistung von Potsdam nach Berlin zu telegraphieren. Im Sommer dieses Jahres wurden die Versuche mit einem Sender für 1000 Watt Antennenleistung in der Nähe von Belzig wieder aufgenommen und unter Mitwirkung der Herren R. Hartenstein und A. Klages bis in die jüngste Zeit zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Die auf dem ebenen Heideland bei Belzig eingerichtete Station bestand im wesentlichen aus einem Apparatehause (hölzernem Schuppen) und sieben Erdanschlüssen. Einer davon befand sich zentral in nächster Nähe des Hauses, je einer in 150 Meter Abstand vom Hause in der Richtung des Telegraphenversuchsamtes Schöneberg und in der abgewandten Richtung, während die andern vier 120 Meter vom Hause entfernt in den Haupthimmelsrichtungen N., O., S. und W. angelegt waren. Die Schöneberger Richtung war sehr annähernd SW.—NO. Die Erdanschlüsse wurden wie folgt hergestellt: Es wurde ein vier Meter tiefes Loch gebohrt, wobei das Grundwasser nicht erreicht, aber etwas feuchter und so lockerer Sand gefunden wurde, daß tiefer nicht gebohrt werden konnte. In das Bohrloch wurde ein dünnes Zinkblech von 25 × 200 Zentimeter versenkt, an dieses als Stromzuführung ein Geflecht von verzinktem Eisendraht angelötet. Darauf wurde das Bohrloch auf zwei bis 2½ Meter mit Koks gefüllt und schließlich mit Sand zugeschüttet. Zu jedem der sieben Erdanschlüsse gehörte eine bestimmte Anzahl wie im vorstehenden beschrieben in die Erde versenkter Zinkplatten: zu den an erster Stelle genannten drei je sieben, zu den Erdanschlüssen in N., O., S., W. je vier. Die sieben beziehungsweise vier Platten jeder Gruppe waren durch vergrabene blanke Drähte zu einem Erdanschluß vereinigt. Sämtliche Erdanschlüsse, mit Ausnahme des in nächster Nähe des Hauses gelegenen, wurden paarweise benutzt. Die Funkenstrecke lag immer im Hause. Als Verbindungsdrähte zwischen ihr und den Erdanschlüssen dienten meist blanke Bronzedrähte von 1,5 Millimeter Dicke, verlegt auf 1 Meter hohen Holzstützen mit Porzellandoppelglocken. Nur in der Nähe des Hauses und bei den Kreuzungen mit einem Fahrweg waren die Leitungen unterirdisch verlegt und bestanden hier aus 1½ Millimeter Kupferdraht mit starker Guttaperchaisolierung. Zwischen die Außenenden der Verbindungsleitungen und der Erdanschlüsse wurden meist noch Leydener Flaschen eingeschaltet, mit Paraffin in Holzkästen eingegossen. Oefters wurden die Erdanschlüsse überhaupt nicht, sondern die Leitungen in den angegebenen sechs Richtungen frei endigend benutzt. Auf diese Art waren also 6 wagerechte Antennen von je 120 bezw. 150 Meter Länge in den Richtungen NS., OW. und SW.—NO geschaffen oder auch drei Antennen von je 240, 270 und 300 Meter Länge.

Mit diesem Apparat wurden nun zunächst folgende Empfangsversuche erreicht: Die Station Schöneberg wurde in der in ihrer Richtung gelegenen Antenne mühelos gehört, selbst wenn in Schöneberg nur mit geringer Energie gegeben wurde. In der Seitenantenne wurde Schöneberg leiser gehört, wenn die Antennenpaare NS. oder OW., NW. oder OS. benutzt wurden, gar nicht bei Benutzung der Antennenpaare NO. und SW., die senkrecht auf der Schöneberger Richtung stehen. Die besten Resultate wurden erzielt, wenn man für die 120 resp. 150 Meter langen Verbindungsleitungen zwei Zentimeter breites Kupferband benutzt. Die Funkentelegraphenstation Swinemünde (Entfernung Swinemünde = 230 Kilometer) wurde in dem 150 Meter (resp. 300 Meter) langen Antennenpaar auch gehört. Die Richtung nach Swinemünde weicht von der nach Schöneberg um 23 Grad ab. Am besten wurde gehört, wenn in Swinemünde mit 1500 Meter langer Welle telegraphiert wurde. Die große Station in Norddeich wurde von allen Antennen mit großer Lautstärke gehört. Es genügte, um Norddeich zu hören, einen isolierten Draht von 200 Meter Länge in der Ostwestrichtung auf den Boden zu werfen und in der Mitte ein Empfangssystem einzuschalten. Vom Eiffelturm wurden regelmäßig in der Antennenrichtung Schöneberg die Zeitsignale und gelegentlich Telegramme aufgenommen, die mit 2000 Meter-Wellen und langsamen Funken gegeben wurden. Die Lautstärke, aufs genaueste meßbar, hatte ähnliche Werte wie bei Norddeich. Die Station auf dem Admiralitätsgebäude in London wurde bei Tag und Nacht an dem Antennenpaar OW. gut gehört, die Wellenlänge mit 3400 Meter gemessen. Da in Schöneberg Whitehall gelegentlich mit 40 Meter hohem Luftleiter gehört wird, aber nicht am Tage, so geht daraus hervor, daß eine Erdantenne von 240 Meter Länge einer Luftantenne von 40 Meter Höhe überlegen ist. Auch die Marconi-Station Poldhu war in dem Antennenpaar OW. zu hören. Außer diesen Stationen, die regelmäßige Sendezeiten haben, wurden gelegentlich viele andere Stationen gehört, in erster Linie die Berliner Versuchsstationen. Während des Kaisermanövers waren viele Militärstationen bei Tag und Nacht zu hören. Von Großstationen wurde an seiner Gebeweise Pola wiederholt erkannt. Atmosphärische Störungen waren während der gewitterreichen Zeit fast immer wahrzunehmen, vielfach in den Julinächten bei völlig klarem Himmel. Stundenlang sah man meist am Südosthorizont einen schwachen Lichtschein, wohl von fernen Gewittern, und gleichzeitig mit diesem Flackern wurden im Fernhörer die Störungen wahrgenommen. Sie wurden verringert, ohne daß die ankommenden Zeichen geschwächt wurden, wenn die beiden äußeren Erdanschlüsse durch eine unter den Verbindungsleitungen parallel zu ihnen am Boden liegende Drahtleitung leitend verbunden wurden. — Ein interessanter Versuch wurde angestellt, um die transatlantischen Marconi-Stationen Clifden in

* Unpolitische Zeitläufe.

(Nachdruck untersagt.) Berlin, 4. Januar.

Der Menschheit ganzer Jammer faßte uns an, und zwar gerade zu Weihnachten und Neujahr, als aus dem Berliner Asyl für Obdachlose Massenerkrankungen gemeldet wurden, die in der Hälfte der Fälle mit einem schnellen Tode endeten.

Welche Gegensätze in der Weltstadt! Hier die glitzernden Läden und die kauffrohe Menge; dort die unheimliche Kaserne des Elends, in der 4—5000 obdachlose Menschen jeden Abend eine Pritsche für die Nachtstunden zu ergattern suchen. Hier die Festräume der Theater und Restaurants, in denen lustige Menschen schmausen und zechen; dort die überfüllten Stuben des Asyls, in deren dicken Dunstluft Tausende hocken, um die Anstaltssuppe hinunterzuwürgen. Hier das „große Wecken", dort das große Sterben.

Gerade zu Weihnachten setzt das Unheil ein. Bald hier, bald fiel da ein Asylist in Erbrechen und Krämpfe. Man schaffte das Opfer fort zum Krankenhause, und oft starb es schon auf dem Transport. Bald war das Krankenhaus überfüllt, und das Leichenschauhaus erst recht. Die Aerzte arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts, aber sie waren ohnmächtig. Man zerschnitt eine Anzahl Leichen und wühlte in den Eingeweiden der armseligen Körper herum; doch alle Hilfsmittel der Wissenschaft vermochten keine befriedigende Lösung des unheimlichen Rätsels zu finden. Eine eigentümliche Seuche, eine ansteckende Krankheit wie Pest oder Cholera, war es sicherlich nicht; denn sonst hätten von den zusammengepferchten Tausenden nicht bloß Dutzende, sondern alsbald viele Hunderte zusammenbrechen müssen. Man mußte also mit einer Vergiftung rechnen. Am nächsten lag der Gedanke, daß die Erkrankten in ihrer Nahrung Gift genossen hätten. Aber wie sollten 150 einander fremde Personen zu demselben schlechten Nahrungsmittel gekommen sein? Die Anstaltssuppe erschien von vornherein ausgeschlossen, da die ersten Krankheitsfälle schon abends 6 Uhr eingetreten waren, während die Suppe erst um 8 Uhr verabreicht wird. Da verfiel man auf die Bücklinge. Einige Erkrankte hatten gestanden, daß sie billige Bücklinge gegessen hatten. Obendrein wollte ein Forscher in dem Mageninhalt den [illegible], den steten Begleiter und die vermeintliche Ursache von Wurst- oder Fischvergiftungen gefunden haben. Nach dieser Diagnose wurden die Kranken behandelt, sogar mit einem Heilserum gegen das Bücklingsgift. Aber sie starben doch wie die Fliegen. Die medizinische Wissenschaft versagte. Die Kriminalpolizei mußte ihr erst einen neuen Weg erschließen. Die vielgeplagten und vielgeschmähten Polizisten hatten ermittelt, daß die Besucher des Asyls in einer benachbarten Kneipe sich mit einer bedenklichen Sorte Schnaps zu versehen pflegten. Bei Untersuchung dieses Fusels ergab sich bald, daß er zum größten Teil aus Holzgeist (Methylalkohol) bestand, der für den menschlichen Körper ein fürchterliches Gift ist. Man ermittelte auch den Ursprung dieser verhängnisvollen Mischung. Ein junger Drogist in Charlottenburg, im feineren Westen von Groß-Berlin, hatte einen Sprithandel en gros eröffnet; er lieferte den Schnapsschenken im ärmeren Osten und Norden Berlins das Liter Sprit um 20 Pfennige unter Marktpreis und machte selbst noch ein „gutes Geschäft" dabei, weil er das Zeug zu dreiviertel mit dem billigeren Holzgeist versetzte. So trat an die Stelle des vermeintlichen Bücklingsgiftes das Holzgeist-Gift, und als die Aerzte den Rest der Kranken mit den Mitteln gegen giftigen Alkohol behandelten, ging die Sterblichkeit sofort auffällig zurück.

Jetzt sagt man, es habe sich um zwei verschiedene Krankheiten gehandelt: die ersten Kranken seien den schlechten Bücklingen, die letzten Kranken dem Holzgeist zum Opfer gefallen. Ich vermute, daß das ganze Unheil auf den giftigen Fusel zurückzuführen ist und die Bücklinge nur nebenbei den Magen beschwert haben. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Massenerkrankungen gerade zu dem Zeitpunkt eingesetzt haben, als der Charlottenburger Schnaps in der Nähe des Asyls zum Ausschank gelangte. Der Irrtum der Aerzte ist ja verzeihlich, aber doch sehr bedauerlich. Unter dem verfänglichen Irrtum haben nicht bloß die Erkrankten gelitten, sondern auch die ganz unschuldigen „Bücklingsfritzen", wie das Berliner Volk die Verkäufer von Räucherfischen nennt. Die Nachfrage nach diesen Nahrungsmitteln, die sonst gerade zu Weihnachten und Neujahr recht groß ist, hatte plötzlich einen solchen Tiefstand erreicht, daß manche Händler in arge Not geraten sind. Auch der Verbrauch von frischen Fischen, der in erfreulichem Aufschwung begriffen war, erlitt durch die erste Mitteilung über die Krankheitsursache einen empfindlichen Stoß. Hoffentlich wird durch die Aufklärung über die wirkliche Ursache die schädliche Störung im Fischhandel schnell wieder überwunden. Der Betrieb auf dem Fischmarkt ist neuerdings so vervollkommnet worden, daß man ruhig sich die schmackhaften nahrhaften und verhältnismäßig billigen Fischgerichte gestatten darf. Wenn jemand Bücklinge oder sonstige konservierte Fische zu ungewöhnlich niedrigen Preisen anbietet, so hüte man sich; denn die Ware, die verschleudert werden soll, ist schon am Verderben oder doch dem Verderben nahe. Im übrigen muß man bei dem Einkauf oder dem Genuß von Fisch- und Wurstwaren seine fünf Sinne und vor allem die Nase gehörig arbeiten lassen. Was bedenklich ist, das gehört nicht in den Mund, sondern in den Abfalleimer. Auch wenn es schon bezahlt ist. Anrüchige Nahrungsmittel zu essen, ist die falscheste Sparsamkeit, die man sich denken kann. Ich habe es schon erlebt, daß sonst ganz vernünftige Leute sagen, dieses oder jenes Nahrungsmittel will mir nicht mehr recht gefallen; das wollen wir lieber armen Leuten schenken! An einer solchen Art von Wohltätigkeit hat der Teufel seinen Spaß. Was du und die Deinen als gesundheitsgefährlich ablehnen, damit darfst du doch die armen Mitmenschen nicht noch unglücklicher machen.

Der traurige Zwischenfall kann auch gute Früchte bringen. Zunächst wird es von Segen sein, wenn die Polizei mit verschärftem Eifer gegen die schlechten Nahrungs- und Genußmittel zu Felde zieht. Auch die Fälschung des Trinkbranntweins muß energisch bekämpft werden. Am besten wäre es ja, wenn die Leute gar keinen Schnaps tränken. Aber da nun einmal dieser „Sorgenbrecher" so beliebt ist, namentlich bei den Unglücklichen und den schlecht ernährten Leuten, so muß man dafür sorgen, daß nicht zu dem langsam wirkenden Gift des richtigen Alkohols noch ein schlimmeres, schneller wirkendes Gift hinzugesetzt wird. Die gewohnheitsmäßigen Trinker wissen ja sich selbst nicht zu helfen; sie schlucken auch das abscheulichste Zeug mit Behagen hinunter, wenn es nur recht ihren Gaumen reizt.

Weiter greifend und schwieriger ist die Frage, ob überhaupt die Sorge für die Obdachlosen vernünftig geregelt ist. Was da über das städtische Obdach in Berlin bei dieser Gelegenheit und früher schon bekannt geworden ist, macht keinen befriedigenden Eindruck. Die große Zahl der Asylgäste ist an sich nicht verwunderlich. Die Mehrzahl derselben ist nicht in Berlin geboren, sondern von auswärts zugeströmt. Die Weltstadt hat ja eine besondere Anziehungskraft für verbummelte und gebrochene Existenzen beiderlei Geschlechts. Wenn man nun die 4—5000 Obdachlosen, die sich an jedem Winterabend im Asyl melden, für die Nacht auf Pritschen zusammenpfercht und morgens wieder auf die Straße setzt, so ist damit zur Heilung der Wunden am sozialen Körper wenig geschehen. Der unternehmungslustige Mitarbeiter eines hiesigen Wochenblattes, das gerne Aufsehen erregen will, hat sich einige Male in Vagabundenkleidung in das Asyl eingeschlichen und schildert dasselbe als eine wahre Schmutz-, Laster- und Pesthöhle. Auch wenn man die Hälfte abzieht, bleibt noch genug übrig, was Abscheu und Furcht erwecken muß. Offenbar könnte und sollte mehr geschehen, um die Obdachlosen körperlich und geistig wieder etwas aufzurichten. Statt der Riesenanstalt mit ihrem starren bureaukratischen Betrieb sollte man lieber eine Reihe von kleineren Zufluchtsstätten unter der Leitung von caritativen Pflegekräften einrichten. Auf katholischer Seite würden die betreffenden Ordensgenossenschaften alsbald die geeignetsten Pfleger und Pflegerinnen stellen, wenn nur die Stadtkasse für die Kosten, und die Polizei für den nötigen Schutz gegen die Roblinge aufkommen wollte. Neben der körperlichen Reinigung und Verpflegung sowie der seelischen Auffrischung müßte die Zuweisung einer geeigneten Arbeit in das Programm aufgenommen werden. Bei hartnäckiger Verweigerung jeder Tätigkeit könnte ein staatlicher Arbeitszwang einsetzen, und zwar in der Weise, daß keineswegs eine Ausbeutung der geschwächten Körperkräfte, sondern vielmehr der erzieherische Zweck einer geregelten Tätigkeit ins Auge gefaßt wird. Die jetzt übliche Nachtpritsche in bedenklicher Gesellschaft ist vom sozialen und sittlichen Gesichtspunkt aus ein ganz jämmerlicher Notbehelf, über den man möglichst bald zu einer zweckmäßigen Behandlung der Arbeits- und Obdachlosen gelangen muß.

Auch aus den Ruinen, die der vergiftete Schnaps soeben im Berliner Obdach geschaffen hat, kann neues Leben blühen, wenn man die Aufgabe im Lichte der christlichen Liebespflege und Sozialpolitik betrachtet und anfaßt.

[Ir]land und Glace Bay in Kanada, welche Wellen von 6000 Meter Länge aussenden, belauschen zu können. Es wurde nämlich in der Richtung auf Glace Bay eine 1270 Meter lange isolierte Drahtleitung verlegt, etwa 500 Meter über Heide und Feld (blanker Draht auf einen Meter hohen Isolierstützen), die übrige Strecke durch Wald (im Dickicht isolierter Draht in Reichhöhe auf Aeste gelegt). Als Erdanschlüsse dienten weit ausgedehnte Drahtzäune, mit denen Schonungen eingezäunt waren. Der Erfolg war, wie vorausgesehen, befriedigend. In der Zeit vom 15. bis 22. September konnten täglich früh und abends von 5—8 Uhr die Marconi-Stationen belauscht werden, trotzdem während der ganzen Zeit die luft- und erdelektrischen Störungen ganz besonders stark waren. Sie machten sich in einem ununterbrochenen Brodeln im Hörer bemerkbar. In der Zeit von 6 und 7 Uhr wurden auch wiederholt für wenige Minuten die Zeichen von Glace Bay hörbar (also über den Atlantischen Ozean hinweg), erkannt an der Abstimmung und an dem hohen schnarrenden Ton. Die Zeichen waren laut genug, der Text hätte bequem aufgenommen werden können, wenn nicht die Gewitterstörungen allzu stark gewesen wären. Die Wellenlänge von Clifden wurde zu 5600 bis 5800 Meter, die von Glace Bay zu 5800 bis 6000 Meter bestimmt.

Eine besonders interessante Aufgabe war Dr. Kiebitz und seinen Assistenten auch durch die Versuche über die Richtungsbestimmung gestellt. Mit Hilfe des Antennenkreuzes N. S. O. W. wurde nach dem von Bellini und Tosi erfundenen Prinzip die Richtung einiger fernen Sendstationen auf funkentelegraphischem Wege bestimmt. Das betreffende Instrument (Radiogoniometer) war im Telegraphenversuchsamt konstruiert worden. Die Richtungsbestimmungen ließen sich nach Feststellung, daß im Umkreis von 2,5 Kilometern das Erdreich der Wellenausbreitung keine Hindernisse bot, mit einer Zuverlässigkeit von drei Grad ausführen. Allein merkwürdigerweise ergab die Bestimmung von Schöneberg mit der Welle von 1400 Meter eine östliche (Rechts-) Abweichung von 8 Grad gegen die geographische Richtung bei wiederholter Feststellung. Ebenso ergab die funkentelegraphische Richtungsbestimmung von Norddeich südliche Abweichung gegen die geographische Richtung, deren Betrag an verschiedenen Tagen zwischen 0 und 7 Grad schwankte. Die Ursachen müssen mit der ungleichmäßigen Beschaffenheit der Erdoberfläche und ihrer Veränderung mit der Wetterlage zusammenhängen, bei Schöneberg vielleicht mit den zwischenliegenden großen Havelseen, welche eine den Seen zugeneigte Richtungsänderung der Wellen hervorrufen. Die Richtungsbestimmungen vom Eiffelturm und von Poldhu ergaben die geographische Richtung; doch war die Präzision der Feststellung unsicher, vermutlich, weil auf dem langen Wege die Wellen allmählich teilweise diffus werden.

Endlich wurden auf der Belziger Station auch Sendeversuche gemacht. Als Kraftquelle dafür diente eine Benzindynamo für zwei Kilowatt Wechselstrom von 400 bis 700 Perioden. Der Maschinenstrom wurde auf hohe Spannung transformiert und dann zur Speisung eines Flaschenkreises mit Löschfunkenstrecke verwendet. Die Antennenkreise wurden wie beim Empfang gebaut und in fester magnetischer Koppelung vom Primärkreise erregt. Die Versuche gelangen aufs beste im Verkehr mit Schöneberg, auch konnte mit der gleichen Sendvorrichtung nach Swinemünde telegraphiert werden. Mit der 1270 Meter langen Antenne in Westrichtung wurde nach Besiegung einiger Schwierigkeiten noch nach Norddeich mit 3500 Meter-Wellen telegraphiert. Obgleich die Antenne für Sendezwecke ungenügend isoliert war und im Walde überall knisternde Entladungen nach regenfeuchten Aesten stattfanden, wurde doch leiser Empfang in Norddeich festgestellt. Bei dieser Gelegenheit wurde die hochwichtige Entdeckung gemacht, daß es in Schöneberg nicht gelang, diese Zeichen von Belzig aufzunehmen, trotz der geringen Entfernung. Der Grund hiervon liegt in der Richtfähigkeit der horizontalen Antennenpaare. Die benutzte Antenne bildete mit der Richtung nach Norddeich nur einen Winkel von 8 Grad, die Schöneberger Richtung dagegen von 122 Grad. Hierin liegt der wichtige Haupterfolg der Belziger Versuche, die Feststellung eines wertvollen Vorzuges der horizontalen vor der vertikalen Antenne. Kleine Stationen, die mit kleiner Leistung und kleinen Wellen auf Schiffen oder in Städten arbeiten, werden allgemein aus baulichen Gründen zweckmäßig auch künftig mit senkrechter Antenne arbeiten, für die großen Stationen aber wird man schon der enormen Kostenersparnis der Anlage wegen künftig die horizontale Antenne bevorzugen. Hinzu kommt als ein sehr wichtiges Moment, daß die Stromstärken und die Spannungen, die in der Antenne mit derselben Wirkung auftreten, bei der wagerechten außerordentlich viel kleiner erforderlich sind als bei der gebräuchlichen senkrechten. Die auftretenden Spannungen waren bei den Belziger Antennen so gering, daß nur Funken von einigen Millimetern Länge aus den Antennen gezogen werden konnten. Die wagerechten Antennen sind somit zu einer besonders hohen Belastungsfähigkeit geeignet, für welche die senkrechten versagen. Man wird die stärksten Ströme auf sie mit wahrscheinlich die bisherigen Ergebnisse der senkrechten Antennen übertreffender Wirkung anzuwenden vermögen. Erinnert man sich des weiteren ihrer Richtfähigkeit und ihrer geringen Empfindlichkeit gegen Gewitterstörungen, so scheint den wagerechten Antennen in Wahrheit die Zukunft zu gehören. A. F.

Landwirtschaftliche Mitteilungen.

Förderung der Landwirtschaft in Amerika.

Abu. Obwohl auch die Vereinigten Staaten mit ihren schier unerschöpflichen Bodenschätzen an Rohprodukten für die heimische Industrie immer mehr zum Industriestaat heranwachsen, ist die Landwirtschaft bei der ungeheuren Bodenfläche des Landes und dem Range, den die landwirtschaftlichen Produkte im Weltverkehr einnehmen, noch immer von ausschlaggebender Bedeutung für das Wirtschaftsleben der Welt. In verständnisvoller Würdigung dieser Tatsache unterstützt daher die Regierung die Landwirtschaft und sucht zu ihrer Hebung in jeder Beziehung beizutragen.

Die Behörde, der diese wichtige Aufgabe obliegt, ist, wie in andern Ländern auch, das Landwirtschaftsministerium, dessen Organisation und umfangreiche, weitverzweigte Tätigkeit allgemeines Interesse verdient.

Das Ministerium sucht sein Ziel, eine gesteigerte Ertragsfähigkeit der landwirtschaftlichen Betriebe herbeizuführen, dadurch zu erreichen, daß es den Landwirten die Wissenschaft zugänglich macht. Seit die Regierung den Weg eingeschlagen hat, das von ihr gesammelte wissenschaftliche Material in allgemeinverständlicher Form zu veröffentlichen, stehen den Landwirten die neuesten durch die Wissenschaften gegebenen Hilfsmittel zur Verfügung, sofern sie sich nur die Mühe nehmen, sich diese Berichte, die übrigens kostenlos abgegeben werden, zu verschaffen.

Unter der Leitung des Staatssekretärs stehend, gliedert sich das amerikanische Landwirtschaftsministerium in fünfzehn Hauptabteilungen, von denen jeder einzelnen ein eigenes Studiengebiet zugewiesen ist. Schon die flüchtige Betrachtung der verschiedenen Studiengebiete zeigt deutlich, wie außerordentlich vielseitig die Tätigkeit des Institutes ist. Es gibt da ein Wetter-Bureau, Abteilungen für Viehzucht und -haltung, Pflanzenkunde, Düngewesen, Forstwesen, Chemie, Insektenkunde, Biologie, öffentliche Wege, Statistik, Publizistik, eine Bibliothek, eine Zentralabteilung für die 62 Versuchsanstalten und eine Rechnungskammer. Es würde zu weit führen, alle diese Abteilungen zu besprechen, aber eine fordert eingehendere Würdigung, nämlich die Abteilung für Publizistik.

Bildlich gesprochen, ist diese Abteilung das Sprachrohr des Landwirtschaftsministeriums. Die hervorragende Bedeutung ihrer Tätigkeit wird verständlich, wenn man in Betracht zieht, daß erst durch die Veröffentlichung die ganzen Forschungen, Experimente und gesammelten Erfahrungen einen praktischen Wert erhalten und nutzbar gemacht werden können. Während des verflossenen Jahres hat diese Abteilung insgesamt 2000 verschiedene Schriften und Zirkulare herausgegeben. Diese Schriften zerfallen in der Hauptsache in drei Klassen:

1. Jahresberichte,
2. Wissenschaftliche Berichte,
3. Allgemeinverständliche Schriften und Zirkulare.

Um eine möglichst nutzbringende Verbreitung der Schriften zu erreichen, hat die Regierung nach langjährigen Versuchen ein eigenartiges System gefunden. Da sich nämlich gezeigt hat daß die Verteilung der Schriften durch die Regierung selbst nicht empfehlenswert ist, hat man diese Arbeit den Abgeordneten und Senatoren übertragen. Wenigstens bezieht sich dies auf die Klassen 1 und 3, während die Schriften der Klasse 2, die rein wissenschaftlichen Charakters sind und daher nur in kleiner Auflage gedruckt werden, nur von dem Ministerium direkt bezogen werden können. Sie werden an öffentliche Bibliotheken und Schulen und an solche Personen abgegeben, die zu dem Ministerium in Beziehung stehen, oder sie zu wissenschaftlichen Zwecken gebrauchen.

Die allgemeinverständlichen Schriften nehmen naturgemäß den breitesten Raum ein. Unter ihnen steht an erster Stelle ein sogenanntes Nachrichtenblatt für den Landwirt, eine nach Bedarf erscheinende Broschüre, die sich der größten Beliebtheit erfreut, und die im letzten Jahre in einer Auflage von annähernd zehn Millionen Exemplaren unter einem Kostenaufwand von 600 000 Mark herausgegeben worden ist. Davon entfallen auf 45 neue Nachrichtenblätter (es erscheint also ungefähr alle Woche eins) annähernd drei Millionen, während die restlichen sieben Millionen Neudrucke von früheren Blättern sind nach denen stets selbst nach Jahren, eine rege Nachfrage vorhanden ist. Von einem dieser Blätter z. B., das sich „Die sparsame Verwendung des Fleisches im Haushalt" betitelte, mußte, nachdem bereits 900 000 Exemplare verteilt waren, ein Neudruck von rund 50 000 hergestellt werden, um allen Nachfragen gerecht werden zu können.

Wegen ihrer allgemeinverständlichen Form werden die Blätter auch in vielen Schulen als Lesetexte verwendet. Die Regierung sieht diese Art der Verwendung ihrer Schriften gern und ermutigt sie, weil dadurch auch einer Abwanderung der Landbevölkerung nach den Industriegebieten und den Städten entgegengearbeitet wird, denn der Knabe und Jüngling, der sieht, wie immer neue Wege zu einer Steigerung der Ertragsfähigkeit der landwirtschaftlichen Betriebe gefunden werden, und wie die Regierung die Landwirte nach besten Kräften unterstützt, wird sich dadurch oft bewogen fühlen, der heimatlichen Scholle treu zu bleiben. Anderseits trägt er aber auch zu einer wirksamen Nutzbarmachung der Schriften dadurch bei, daß er das Gelernte zu Hause wiedererzählt, was namentlich von Bedeutung ist, wenn sich der Vater nicht die Mühe nimmt, die Berichte zu lesen oder sie aus Unkenntnis nicht lesen kann.

---

§ **Winter im Dorf.** Wenn der Winter seinen Einzug gehalten, wird es still im Dorfe. Das Gesumme der Dreschmaschinen verstummt, weil die Arbeit beendet ist; nur selten hallt noch der gleichmäßige Takt der Flegel vom Morgengrauen bis zum Abenddunkel durch die friedliche Landschaft. Die Maschine hat die fleißigen Drescher aus den Scheunen verdrängt; noch ehe die kurzen Tage kommen, ist größtenteils der Drusch des Getreides beendet. Solange nun das Wetter noch günstig ist, hat der Landmann trotzdem Arbeit genug. In aller Herrgottsfrühe muß er aufstehen, um beim Scheine der Laterne das Vieh zu füttern, denn sobald der Tag graut, heißt es, die Pferde und die Zugochsen vor den Düngerwagen und den Pflug spannen, um des Ackers zu warten. Obs stürmt, obs regnet oder ob dichte Nebel über die Erde wallen, der Landmann darf nicht rasten; denn der Boden muß vorbereitet werden für die Saat im Frühling. Aber nun friert's und schneit's, das Feld ist eingehüllt in eine dicke weiße Decke, Baum und Strauch prangen im Winterschmuck, sie sind in Schnee gehüllt oder mit Rauhreif gleichsam gepudert, an den Strohdächern namentlich hängen dicke Eiszapfen, an den Fensterscheiben blühen Eisblumen, die bei klarem Sonnenschein in allen Regenbogenfarben schillern, vom Morgen bis zum Abend sind nur wenige Stunden, dann ist Ruhezeit für die Landleute. Viehfüttern, Holzhacken und Schneefegen und vor allem Holz anfahren — sonst gibt es nicht viel zu tun. Wenn die Kinder eislaufen und sich mit Schneeballen werfen, sitzen die Erwachsenen gern in der warmen Stube, lesen die Zeitung und plaudern, die weiblichen Familienmitglieder sind auch fleißig beim Nähen, Stricken, Stopfen und Flicken und, — wo die gute alte Sitte noch Platz hat — auch beim Spinnen und Weben. Schneit und friert es lange und tüchtig, so gibt es Schlittenbahn. Dann werden die Schlitten und Geläute hervorgeholt, und es wird ausgeschlittet. Geräuschlos fliegen die Schlitten über die glatte Bahn; nur ein lustiges Geklingel verkündet ihr Nahen. Bald werden auch Schlittenpartien veranstaltet. Dazu vereinigen sich meist alle, die einen Schlitten besitzen. Stattliche Pferde und feine Schlitten geben ihr selbstverständlich erst ein vornehmes Gepräge.

Schweinerassen. Die mitteleuropäischen Landschweine stammen von den Wildschweinen ab. Man kann sie in drei Gruppen teilen: 1. das Marschschwein, 2. die süddeutschen Schläge, zu denen das bayerische Landschwein gehört, und 3. das polnische Schwein, das man in Abarten auch in Böhmen und Mähren findet. Das bayerische Schwein ist im Vorderteil strohgelb gefärbt und hat rotbraunen bis schwarzen Hinterteil. Es ist groß, fruchtbar und mastfähig. Das Marschschwein mit auffallend großen Schlappohren ist gelblichweiß. Es kommt nur noch selten ungekreuzt vor, denn die alten Landschläge, trotzdem sie viele gute Eigenschaften hatten, sind durchgängig spätreif, werden vielfach erst im zweiten und dritten Jahr mastfähig und sind deshalb nicht geeignet zu einer rationellen Fleischproduktion. Anders liegen die Verhältnisse mit dem weißen und schwarzen Edelschwein. Beide sind englischen Ursprunges und wahrscheinlich aus dem indischen Schwein entstanden. Sie sind überaus frühreif und schnellwüchsig, bedürfen aber sorgfältigerer Haltung und Pflege als unsere alten Rassen und verbrauchen viel Nahrung. Aber es kommt bei uns in erster Linie darauf an, viel Fleisch zu produzieren und deshalb mußten wir zu Kreuzungen mit den englischen Rassen kommen. Die großen weißen Engländer verdanken ihre Entstehung dem Yorkshireschwein und die schwarzen sind aus dem Berkshires entstanden. Die weißen Arten werden bevorzugt, obgleich man von den schwarzen behauptet, von denen übrigens nur das Haar und nicht auch die Haut schwarz ist, daß sie sich als widerstandsfähiger gegen Seuchen erweisen, und daß die Fleischqualität besser sei als die der weißen. Typisch für die Kreuzung zwischen alten Landrassen und den englischen sogenannten Edelrassen ist das Meißner Schwein, in denen Suffolk- und Yorkshireblut ist. Soviel steht fest, daß die Dauerware, die von unseren alten Landrassen erzeugt wurde, widerstandsfähiger und vielleicht auch wohlschmeckender war, als die heutige. Dafür sind die Schweinebraten von den neuen Rassen aber zarter.

Die Kaninchenzucht ist bei uns ganz und gar vernachlässigt, während in unseren Nachbarstaaten, England, Frankreich, Holland und Belgien, jährlich weit über 100 Millionen Lapins gezüchtet und verzehrt werden, und der Handel mit ihren Fellen bedeutende Kapitalien in Umlauf setzt. Und doch läßt aus keinem unserer Haustiere sich ein größerer Nutzen mit so geringem Anlagekapital, Mitteln und Mühe erzielen. Man kann es mit den mannigfaltigsten und billigsten Nahrungsstoffen ernähren, es verträgt dabei die engste Stallung resp. Einsperrung und jedes Klima, liebt keine Nässe aber stets frische Luft, es hat eine überaus rasche Entwickelung, sehr sanften Charakter, ist daher leicht zur schnellen Mastung geneigt und hat eine unübertreffliche Fruchtbarkeit. Es bedarf ferner viel weniger Sorgfalt als irgend ein anderes Haustier und liefert außer seinem delikaten, von allen Feinschmeckern sehr hochgeschätzten Fleisch auch je nach der Rasse ein für die Hutfabrikation sehr gesuchtes Haar oder ein kostbares Pelzwerk, welches namentlich Rußland in großen Massen importiert und schon seit Jahren unter den feinsten Namen in die Welt sendet. Jeder, der einen kleinen Raum zur Verfügung hat, sollte Kaninchenzucht treiben, namentlich in Gegenden mit teueren Fleischpreisen.

Die Rattenplage. Es gibt wohl wenig Landwirte, die nicht über die Rattenplage zu klagen hätten. Namentlich in geschlossenen Ortschaften macht sie sich oft sehr unangenehm fühlbar, da die schwarzen Nager von einem Gehöft zum andern wandern. Je nachdem sie Nistgelegenheit und Futtervorräte finden, setzen sie sich in kleinerer oder größerer Zahl fest und vollführen ihre zerstörende Tätigkeit. Aber die Ratten begnügen sich nicht damit, Futtervorräte aufzufressen, den Boden der Gebäude aufzuwühlen, die Wände zu zernagen und alles zu zerstören, was ihren scharfen Zähnen keinen Widerstand bietet, sondern sie beeinträchtigen auch das Wohlbefinden des Viehes, wie die Viehzucht überhaupt. Wo sie zu Hause sind, beißen sie nicht selten das Vieh von der Krippe weg und beunruhigen es ungemein. Die Pferde sind gegenüber Ratten besonders empfindlich, und es ist schon vorgekommen, daß Pferde bei der Rattenplage in ihrem Ernährungszustand zurückgegangen sind. Den Schweinen ergeht es nicht besser. Die Ratten lassen ihnen keine Ruhe. Ein Heer von Ratten im Schweinestall gefährdet die Schweinezucht außerordentlich. Doch die Ratten sind noch gefährlicher. Da sie von einem Gehöft zum andern wandern, können sie Viehkrankheiten leicht verschleppen. Es ist erwiesen, daß Ratten gute Bazillenträger sind, und damit die besten Verbreiter von Viehseuchen. Zur Ausbreitung der Maul- und Klauenseuche haben ohne Zweifel auch die Ratten das wesentlichste beigetragen. Auch die Trichinengefahr bei den Schweinen soll ja durch Ratten begünstigt werden. Wie die Dinge also liegen, bildet die Rattenplage für die Landwirtschaft eine große Gefahr. Jeder Landwirt hat daher die Pflicht, sie unablässig zu bekämpfen. Allein solcher Kampf ist nicht so einfach. Rattenfallen versagen oft ganz, namentlich dann, wenn die Wirtschaftsgebäude den Tieren viel Schlupfwinkel bieten und sie Futter reichlich finden. Das Giftlegen ist schon wirksamer, doch kann dadurch wieder der Viehstand sehr gefährdet werden. Zwar gibt es bereits Giftpräparate, die den Haustieren unschädlich sein sollen, ob sie aber den Ratten schädlich werden, muß dahingestellt bleiben. Dazu kommt noch, daß die Ratten intelligent genug sind, um Nachstellungen bald zu wittern. Dieser Umstand erschwert ihre Bekämpfung ungemein. In den geschlossenen Ortschaften wird die Rattenzucht geradezu begünstigt, indem dieser und jener Besitzer infolge des mangelhaften Zustandes seiner Gebäude, an dem erfolgreichen Kampf zweifelt und die Tiere ganz in Ruhe läßt. So können sich die Nachbarn geradezu im Rattenkampf aufreiben, los werden sie sie doch nicht. Und doch können die Ratten überall wirksam bekämpft werden. Nötig dazu sind aber gute Hunde. Wo die Ratten mit Hilfe guter Hunde fortwährend bekämpft werden, räumen sie schließlich das Feld, wenngleich auch die Gebäude ihnen mannigfache Schlupfwinkel bieten. Gute Rattenhunde sind also in der Landwirtschaft unentbehrlich. Ohne sie ist die Bekämpfung der Plage fast unmöglich. Daher sollten landwirtschaftliche Vereine, Landwirtschaftskammern usw. die Zucht von Rattenhunden fördern. Auch der Staat sollte sich wegen der Viehseuche an der Bekämpfung der Rattenplage energisch beteiligen.

Literarisches.

Inmitten heißer parteipolitischer Kämpfe, in den Tagen zwischen den Haupt- und Stichwahlen zum neuen Deutschen Reichstag, begeht die deutsche Zentrumspartei und mit ihr das ganze katholische Deutschland einen bedeutungsvollen Gedenktag. Hundert Jahre sind es am 17. Januar 1912, daß Ludwig Windthorst, der hervorragendste Parlamentarier des Zentrums und vielleicht des gesamten Deutschen Reichstags, der bedeutendste Politiker unter den deutschen Katholiken des 19. Jahrhunderts, auf dem hannoverschen Gute Kaldenhof das Licht der Welt erblickte. Als bei weitem das beste, was in kurzer, zusammenfassender Darstellung über Windthorst geschrieben wurde, ist allseitig anerkannt worden der Artikel Windthorst im Staatslexikon der Görresgesellschaft, aus der Feder Dr. Jul. Bachems, des vertrauten Freundes und langjährigen Mitarbeiters von Windthorst. Für die zurzeit erscheinende 3. und 4. Auflage des Staatslexikons wurde der Aufsatz wiederum wesentlich überarbeitet und ergänzt. Dankbar zu begrüßen ist es, daß dieser Artikel anläßlich der Jubelfeier in eigenem Büchlein für den geringen Pr[eise vo]n 25 Pfg. als Sonderdruck erschienen ist und so auch den Nichtbesitzern des Staatslexikons eine willkommene Gelegenheit gegeben wird, einen Einblick in den Lebensgang dieses großen Deutschen und Katholiken zu tun, kennen zu lernen seine religiöse und kirchenpolitische Stellung, seine parlamentarische Tätigkeit, seine hervorstechenden Charakterzüge, seine rednerische Eigenart usw. usw. In würdiger Weise trägt das Büchlein bei zur Ehrung „unseres Windthorst", zur Pflege der von ihm vertretenen Ideale. Möge darum jeder nach dem kleinen Schriftchen greifen, ohne Rücksicht auf Stand und Alter; es dient dem Landmann und dem Industriearbeiter nicht minder wie dem Kaufmann und dem Beamten, es bietet eine Fülle von Anregungen dem Mann des Volkes sowohl wie dem Gelehrten. Auch zu Massenbezügen für Volksbildungs-, Männer-, Arbeiter-, Gesellen- und Jugendvereine, für Windthorstbunde und andere politische Organisationen dürfte sich das Büchlein vortrefflich eignen.

Pacht- und Mietverzeichnis. Bestimmungsmäßig hat im Monat Januar jeden Jahres die Versteuerung der im vorhergegangenen Kalenderjahre in Geltung gewesenen schriftlichen und mündlichen Pacht- und Mietverträge stattzufinden. Diese sind in ein Pacht- und Mietverzeichnisformular, welches 5 Jahre lang zur Einsicht der Zollbehörde aufzubewahren ist, einzutragen. Da die abgestempelten Verzeichnisse aber von den Steuerpflichtigen erfahrungsgemäß leicht verworfen oder verlegt werden, es auch für diese sehr unbequem und zeitraubend ist, sich jedes Jahr ein amtliches Formular zu beschaffen, so sind mit höherer Genehmigung sogenannte „Pacht- und Mietverzeichnisbücher", welche 8 vorgeschriebene Formulare enthalten, von der Firma „W. Reimer Nachf. Ernst Kuhn", Berlin, Belle Alliancestr. 94, in den Verkehr gebracht worden. Diese Bücher, welche schon seit Jahren in Berlin und Umgegend in Gebrauch sind, haben sich sehr bewährt, zumal sie neben den Formularen nicht allein ausführliche Erläuterungen zu den stempelrechtlichen Bestimmungen, sondern auch noch kurze und doch erschöpfende Abhandlungen über das Pacht- und Mietrecht selbst, insbesondere über Pflichten der Vermieter und Mieter, Verpächter und Pächter, Pfandrecht der Vermieter usw. enthalten und daher auch in dieser Hinsicht jede gewünschte Auskunft geben. Der Preis eines solchen Buches beträgt einschließlich Porto 0,55 ℳ bei vorangegangener Einsendung des Betrages. Wir machen im Interesse unserer Leser auf diese praktische Neuerscheinung aufmerksam.

Gottesdienst-Ordnung.

Sonntag, 7. Januar.

Evangelium: Jesus lehrt im Tempel. Luk. 2.

Hoher Dom. Stille hl. Messen von 5½— 9 Uhr. 9 Uhr Chordienst. 9½ Uhr Hochamt. 11 Uhr letzte hl. Messe mit Predigt. — Nachmittags 3 Uhr Vesper. 4 Uhr Predigt mit Segen. Nach demselben Rosenkranzgebet vor der Pieta.

St. Aegidiikirche. 6, 7 und 8 Uhr stille hl. Messen. 9 Uhr Hochamt mit Predigt. 11 Uhr letzte hl. Messe ohne Predigt. — Nachmittags 2½ Uhr Andacht. 6 Uhr Sakramentsandacht.

St. Antoniuskirche. 6½, 7 und 8 Uhr stille hl. Messen. 9 Uhr hl. Messe mit Predigt. 11 Uhr letzte hl. Messe mit Predigt. — Nachmittags 2½ Uhr Christenlehre und Andacht.

Herz Jesukirche. 6 und 7 Uhr stille hl. Messen. 8 Uhr Schulmesse. 9 Uhr Hochamt mit Predigt. 11 Uhr letzte hl. Messe mit Volksgesang und Predigt. — Nachmittags 2½ Uhr Christenlehre und Andacht. 3½ Uhr Andacht für die Jungfrauen-Kongregation.

St. Josephskirche (Hammerstraße). 6, 7 und 8 Uhr stille hl. Messen. 9 Uhr Hochamt mit Predigt. 11 Uhr letzte hl. Messe mit Predigt. — Nachmittags 2½ Uhr Christenlehre und Segen. 7 Uhr Andacht.

St. Josephskirche (Kinderhaus). 7 Uhr hl. Messe. 10 Uhr Hochamt mit Predigt. — Nachmittags 2½ Uhr Christenlehre und Andacht.

Hl. Kreuzkirche. 6½, 7 und 7½ Uhr stille hl. Messen. 8½ Uhr Hochamt. 9¾ Uhr hl. Messe mit Predigt. 11 Uhr Militärgottesdienst. — Nachmittags 2¼ Uhr Christenlehre und Andacht.

St. Lambertikirche. 6, 6½, 7 und 7½ Uhr stille hl. Messen. 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion des Jugendvereins. 8 Uhr Hochamt. 9½ Uhr hl. Messe mit Predigt. 11 Uhr letzte hl. Messe mit Predigt. — Nachmittags 2½ Uhr Christenlehre und Andacht. 7 Uhr Andacht.

Liebfrauenkirche. 6, 6½, 7, 7½ und 8 Uhr stille hl. Messen. 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion des Arbeitervereins. 9 Uhr Hochamt mit Predigt. 11 Uhr letzte hl. Messe mit Predigt. — Nachmittags 2 Uhr Christenlehre und Andacht. 6 Uhr Sakramentsandacht.

St. Ludgerikirche. 6, 6½ und 7½ Uhr stille hl. Messen. 8½ Uhr hl. Messe mit Predigt und Volksgesang. 9¾ Uhr Hochamt. 11 Uhr letzte hl. Messe mit Predigt. — Nachmittags 2 Uhr Christenlehre. 2½ Uhr Andacht. 7 Uhr Herz Jesuandacht mit Predigt.

St. Martinikirche. 6, 6½, 7 und 8 Uhr stille hl. Messen. 6 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion des Müttervereins. 9 Uhr Hochamt mit Predigt. 11 Uhr letzte hl. Messe mit Predigt. — Nachmittags 2½ Uhr Christenlehre und Andacht. 5 Uhr Andacht und Predigt für den Mütterverein.

St. Mauritzkirche. 6, 6½, 7, 7½ und 8 Uhr stille hl. Messen. 9 Uhr Hochamt mit Predigt. 11 Uhr letzte hl. Messe ohne Predigt. — Nachmittags 2½ Uhr Christenlehre. 6 Uhr Todesangstbruderschaft.

St. Servatiikirche. 7 und 8 Uhr stille hl. Messen. 9½ Uhr letzte hl. Messe mit Predigt. — Nachmittags 2 Uhr Andacht und Segen. Abends 7 Uhr Andacht für die kaufm. Gehilfinnen.

St. Klemenskirche. 6 Uhr stille hl. Messe. 9 Uhr Sodalitätsmesse mit Predigt. — Nachmittags 5 Uhr Rosenkranzbruderschaftsandacht.

St. Magdalenenkirche. 7½ Uhr hl. Messe mit Predigt. — Abends 7 Uhr Andacht mit Aussetzung des hochw. Gutes und Segen.

Franziskaner-Klosterkirche (Hörstertor). 6, 6½ und 7 Uhr stille hl. Messen. 7½ Uhr letzte hl. Messe mit Predigt. 4 Uhr Missionsandacht und Predigt für den Missionsverein. 7 Uhr Andacht u. Segen.

Kapuziner-Klosterkirche (Neutor). 6, 7 und 7½ Uhr stille hl. Messen, letztere mit Predigt. — Nachmittags 5 Uhr Herz Jesuandacht mit Segen.

Klarissen-Klosterkirche (Aegidiitor). 6½ und 7 Uhr stille hl. Messen. — Abends 7 Uhr Andacht.

Besondere Andachten im Laufe der Woche:

Hoher Dom: Hl. Messen von 5½—8 Uhr. 8½ Uhr Chordienst. 9 Uhr Konventualamt. 10 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 2 Uhr Vesper; Samstag 3 Uhr. Montag morgen 7 Uhr Pestmesse.

St. Aegidiikirche: Dienstag morgen 8½ Uhr Pestmesse. Donnerstag morgen 8½ Uhr Sakramentshochamt. Abends 7 Uhr Sakr.-Andacht. — St. Josephskirche: Donn. 7¾ Uhr Sakramentshochamt. — St. Lambertikirche: Donnerstag morgen um 8 Uhr Sakramentshochamt. Abends 7 Uhr Sakramentsandacht. — Liebfrauenkirche: Donnerstag morgen 8 Uhr Sakramentshochamt. Samstag morgen 7 Uhr Hochamt. Nachmittags 4½ Uhr Andacht. — St. Ludgerikirche: Montag morgen 6 und 7½ Uhr hl. Messen für die verstorbenen Mitglieder der Armenseelen-Bruderschaft. Mittwoch 8 Uhr Pestmesse. Donnerstag morgen 8 Uhr Sakraments-Hochamt. Freitag abend 7 Uhr Herz Jesuandacht. — St. Martinikirche: Freitag morgen 7 Uhr Pestmesse und Segen. Samstag nachmittag 4 Uhr Andacht. — St. Servatiikirche: Montag abend 7 Uhr Kreuzwegandacht. Dienstag morgen 7 Uhr Pestmesse. Mittwoch abend 7 Uhr Muttergottesandacht. — Franziskanerkirche: Dienstag 6 Uhr Antoniusandacht. — Klarissenkirche: Dienstag 5 Uhr Antoniusandacht.

Feier des Ewigen Gebetes im Bistum Münster.

Sonntag, 7. Januar: Dinslaken, Duisburg-Meiderich (St. Michael), nachts Benediktinerinnen zu Kempen. — Montag, 8.: Capellen, nachts Klarissen zu Bocholt. — Dienstag, 9.: Hartefeld, nachts St. Marienhospital zu Ahaus. — Mittwoch, 10.: Issum, nachts Friedrichsburg zu Münster. — Donnerstag, 11.: Kervenheim, nachts Vorsehungskloster zu Werse. — Freitag, 12.: Nieukerk, nachts Kloster Vinnenberg. — Samstag, 13.: Leuth, nachts Kollegium Borromäum. — Sonntag, 14.: Bottrop (St. Cyriakus), Stuckenbusch, nachts Schwestern U. L. Frau zu Cloppenburg.

Neueste Nachrichten über die Bewegungen der Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie.

Die nächsten Abfahrten von Post- und Passagierdampfern finden statt:

Nach Newyork: 11. Januar „Victoria Luise". 18. Januar „President Lincoln", 20. Januar „Graf Waldersee". 27. Januar „Kaiserin Auguste Victoria". 3 Februar „President Grant". 10. Februar „Pennsylvania". 17. Februar „Amerika". — Nach Boston: 13. Januar „Batavia". 25. Januar „Bulgaria". — Nach Baltimore: 13. Januar „Batavia". 25. Januar „Bulgaria" — Nach Philadelphia: 9. Januar „Prinz Adalbert". 24 Januar „Prinz Oskar". — Nach Neworleans: 6. Januar „Senegambia".

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Hauptredakteur Theodor Warnecke, für den Anzeigen- und Reklameteil: Nicola Joergen, beide in Münster.

Gegen das Altern

Dr. Hommel's Haematogen

WARNUNG! Man verlange ausdrücklich den Namen Dr. Hommel.

8586

Rheinisches Technikum Bingen
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau, Brückenbau.
Direktion: Professor Hoepke.
Chauffeurkurse.



Nähr-Maltose

für Kinder, die nicht gedeihen u. an Körpergewicht abnehmen.

Milchzucker

Reinste Marke, nach Professor Dr. von Soxhlets Verfahren für gesunde und kranke Säuglinge.

Malz-Extrakt nach Liebig & Fehling, seit 45 Jahren bewährt als Katarrhmittel und Nährpräparat für Kinder, Kranke und Genesende.

Malz-Extrakt-Hustenbonbons

unerreicht in Wohlgeschmack und lösender Wirkung.

In Apotheken und Drogerien erhältlich.

Wollen Sie wieder schlank werden?

Wollen Sie ihre breiten Hüften, Ihren starken Leib, Ihr Doppelkinn auf eine ganz einfache und naturgetreue Art und Weise wieder los werden? Wollen Sie Ihre Korpulenz, die Sie nicht nur unschön macht, die Ihnen auch von Tag zu Tag lästiger wird, die Ihre Kräfte doppelt verbraucht, die Sie vorzeitig alt macht, wieder beseitigen? Warum sorgen Sie dann aber nicht dafür, daß die ebenso unschönen wie lästigen Fettpolster zum Verschwinden kommen? Sie wissen vielleicht noch gar nicht, welche Erleichterung es für einen Korpulenten bedeutet, wenn er einige Pfund Fett verliert. Oder haben Sie vielleicht schon einmal mit einer der so zahlreich gegen die Korpulenz empfohlenen Kuren, die „unfehlbar" wirken sollen, trotz strengster Befolgung der vielen dabei gegebenen Angaben und Verhaltungsmaßregeln gar keinen oder doch nur einen ganz vorübergehenden Erfolg gehabt? Dann ist es natürlich kein Wunder, wenn Sie glauben, weil Sie jetzt noch korpulent sind, müßten Sie es auch bleiben, und ein wirklich probates Mittel gäbe es nicht. Und doch gibt es ein solches Mittel, und dasselbe hat sich durch die mit ihm erzielten geradezu erstaunlichen Erfolge die Gunst der Aerzte im Sturm erobert. Das Mittel unterscheidet sich allerdings grundsätzlich von allen bisher dagewesenen und hat vor allen Dingen den ganz eminenten Vorteil, daß seine Anwendung nicht einmal etwas kostet. Dieses Mittel ist kein Geheimmittel und keine die wissenschaftliche Kritik scheuende Kurpfuschermedizin, enthält auch weder Jod noch Schilddrüsenextrakt, noch Blasentang oder eines jener barbarisch wirkenden Abführmittel, die den Darm ruinieren und weit mehr Schaden als Nutzen stiften. Es bedingt auch keine kostspielige und dabei völlig zwecklose Badereise, keine qualvolle Einschränkung der Nahrung, keine Hunger-, Durst- oder Schwitzkur, keine Massage oder dergleichen. Es reguliert vielmehr auf eine ganz andere, bisher wenig bekannte Weise die gesamte Verdauung; es reinigt und desinfiziert den Darm und verbessert damit das Blut; es entlastet und stärkt das Herz und greift in keiner Weise den Eiweißbestand des Körpers an. Es bringt lediglich das überflüssige Fett zum Einschmelzen, vernichtet aber auch gleichzeitig die so überaus schädlichen Darmfäulnisbakterien, die eine Quelle zahlreicher Leiden und nicht zuletzt die Ursache der Fettleibigkeit sind. Dabei hat es nicht die allergeringste schädliche Nebenwirkung und wirkt auch nicht wie andere Entfettungsmittel (sofern sie überhaupt wirken!) schädigend auf die Haut und den Teint. Ganz im Gegenteil, die Haut, die sonst bei Entfettungskuren oft welk und gelb wird, erhält durch die gründliche blutreinigende Wirkung des Mittels eine rosige, jugendfrische Färbung und wird straff und elastisch. Der starke Leib und die breiten Hüften verschwinden bei seiner Anwendung schon bald, der früher schwerfällige Gang wird wieder leicht und elastisch, das ganze Aussehen jugendlicher. Kurz, es ist ein geradezu ideales Mittel, mit dem bei bestem Wohlbefinden ohne jede Berufsstörung und ohne strenge Diät mit Leichtigkeit Gewichtsabnahmen von 20 und mehr Pfund sich erzielen lassen. Und das alles, wie gesagt — ohne Kosten.

Die erste Anregung des Mittels gab bereits vor zirka 40 Jahren der russische Leibarzt Dr. Th. Carell; vervollkommnet wurde es aber erst seit ganz kurzer Zeit durch die Anregungen, die der für seine wissenschaftlichen Forschungen mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Bakteriologe und Arzt, der Leiter des weltberühmten Pasteurinstituts in Paris, Professor Dr. E. Metschnikoff, hierzu gab. Seine frappanten Wirkungen sind seither von allen Aerzten und Laien, die es anwandten, mit Worten höchster Anerkennung gepriesen worden.

Wollen Sie da noch zögern? Wollen Sie nicht wenigstens einen kleinen Versuch mit diesem Mittel machen? Wollen Sie sich nicht zum mindesten unsere ausführliche, hochinteressant geschriebene Broschüre „Die Entfettungskur der Zukunft", die wir nebst einer Probe des Mittels kostenlos und franko jedem einsenden, der uns für Porto usw. Mk. 0,20 in Briefmarken einsendet, kommen lassen? Wir sind sicher, daß schon diese kleine Probe Sie vollauf davon überzeugen wird, daß wir nicht ein Wörtchen zu viel behauptet haben, und daß Sie, wenn Sie die Broschüre aufmerksam gelesen haben, nicht eher ruhen werden, bis Sie wenigstens einen Teil Ihrer übermäßigen und gesundheitsschädigenden Körperfülle beseitigt haben werden.

Yoghurt-Centrale
Dr. J. Schaffner & Co., Berlin-Grunewald.

Senden Sie mir eine kostenfreie Probe Ihres Entfettungsmittels und legen Sie ihr die Broschüre „Die Entfettungskur der Zukunft" ebenfalls kostenlos bei. 20 Pfg. anbei.

Name: ______

Beruf oder Stand: ______

Ort: ______

Nähere Adresse: ______

Statt Karten.

Agnes Schulte
Dr. med. W. Lackmann jr.
Verlobte.

Bochum Wolbeck
Samstag, den 7. Januar 1912.

Bekanntmachung.

Es wird erneut darauf hingewiesen, daß nach der bestehenden Vorschriften jede Person, die dort ihren Wohnsitz nehmen will, sich vor dem Umzuge bei der Polizeibehörde (Einwohner-Meldeamt) anmelden muß.

Wer in wenigen Tagen seine Wohnung oder dauernden Aufenthalt nimmt, hat sich **innerhalb 6 Tagen nach dem Umzuge** bei dem Einwohner-Meldeamte anzumelden, auf Verlangen auch über seine persönlichen, wohnlichen über seine Steuer- und Militärverhältnisse Auskunft zu geben. Geschieht der Zuzug aus einer auswärtigen Gemeinde (Gutsbezirk), **ist der Abmeldeschein gleichzeitig. Dieselbe aber binnen 8 Tagen nach der Anmeldung** einzureichen.

Der gleichen Anmeldepflicht unterliegt auch derjenige, welcher seine bisherige Wohnung innerhalb derselben Gemeinde, ohne sie aufzugeben, verlassen hat und in einen anderen Gemeindebezirk **vorübergehend** zur Ausübung seiner Berufstätigkeit Wohnung nimmt (Saison-Arbeiter). Auch bei derselbe der Wechsel seines Aufenthaltsortes und die Rückkehr zu seiner Wohnung anzumelden.

Jeder Wohnungswechsel innerhalb der Stadt ist binnen 6 Tagen anzuzeigen. Ueber jede Anmeldung wird bescheinigung erteilt.

Zu der vorgeschriebenen Meldungen ist auch derjenige, der als Vermieter, Quartiergeber, Arbeitgeber oder in sonstiger Weise Personen aufgenommen hat, **sofern er sich nicht durch Einsicht in die polizeilichen Bescheinigungen von der gehörigen Meldung Ueberzeugung verschafft hat.**

Jede Meldung kann **mündlich, schriftlich** oder **durch einen geeigneten Stellvertreter geschehen.**

Auf der schriftlichen Meldung muß der Vor- und Familienname, Stand und Gewerbe und der letzte Wohnort des Anmelders, sowie die jetzige Wohnung und der Name des Hauswirts ersichtlich sein.

Zuwiderhandlungen gegen diese Vorschriften unterliegen einer Geldstrafe bis zu 60 Mk., im Falle des Unvermögens verhältnismäßigen Haft.

Münster i. W., 2. Januar 1912.

Die Polizei-Verwaltung.

Trauer

Kostüme
Kleider
Blusen
Röcke
Unterröcke
in allen Größen
für Damen
junge Mädchen
und Kinder

Auf schriftlichen Wunsch Ansichtssendungen mit schriftlicher Garantie-Karte.

H. Hettlage
Spezialhaus für Trauer- und Mädchen-Konfektion
Münster i/W. Ludgeristraße

Ich suche zu kaufen, übernehmen oder auszuführen Gewerbebetriebe, Grundstücken, Unternehmungen aller Art etc. für nachweislich ca. 20000 erstes und kapitalkräftiges Reflektanten mit Kapital bis 2000-2000 Mk.
Kaufoder Beteiligung.
Abschlüsse werden fortlaufend schon innert. wenig. Tage erzielt. Verlangen Sie kostenlos Gesucht zweckmäßig Unterlagen d.
E. Kommen Nachf. Ges. Commer.-Büro, Köln a. Rh.,
Filialen: Berlin, Leipzig, Hannover, Nürnberg, Stuttgart, Wien.

Gegen üblen **Mundgeruch**

Geruchlose Zimmerabtritts.
Böden.
Kranken-Fahrstühle
Ad. Sumser, Lindenstraße 20/21.
Gebrauchte Spezial-Geschäft am Platze.

Lahusen's
Jod-Eisen-Lebertran
Marke „Lahusia"
ist und bleibt der beste, wirksamste und bekömmlichste Lebertran.
Lahusen's Lebertran-Pastillen
Lahusen's Jod-Eisen-Lebertran-Pillen
Lahusen's Jod-Eisen-Lebertran-Salbe
Lahusen's Jod-Eisen-Lebertran-Seife
Lahusen's Jod-Eisen-Lebertran-Emulsion
Marke „Lahusia"
sind zu haben in allen Apotheken in Münster und Umgebung.

Rohe Kaffee's — Röst-Kaffee's
direkt an Verbraucher-Bremen ver. Jos. Horn & Emil Arn, Kaffeehaus, Bremen
Bremer Brasil prima rein . . . ℳ 1.80 | Feinste Santos-Mischung . . ℳ 2.10
Guatemala hochfein blau . . ℳ 2.40 | Hochfein-Mex. hochfein . . ℳ 2.40
Brasil-Santos hochfein . . ℳ 2.60 | Perl-Kaffee Mischung . . ℳ 2.60
Perl-Mocca hochfein . . ℳ 2.70 | Bremer Mischung . . ℳ 2.70
Ia. Bremer Kaffee-Zusätze
½ Pfd.-Dose Nr. 1 ℳ 0.80, Nr. 2a ½ Pfd.-Dose ℳ 1.50
½ Pfd.-Dose Nr. 2 ℳ 1.20
½ Pfd. Dose Pfd. ℳ 1.—, Gewürzthee ℳ 1 und 2½
Cacao ℳ 2½, 3, 3½, 4, 5. Vanille ½ Pfd. extra fein ℳ 2.—
Wilhelm Otto Meyer
Bremer Kaffeerösterei Nr. 2 — Telephon 1.

Ph. Finkenstädt-Breusing

Ecke Fischmarkt. Fernruf 378. Alter Steinweg.

Der

Inventur-Ausverkauf

zu nochmals stark zurückgesetzten Preisen

beginnt am

Montag, den 8. Januar.

Sämtliche Originalmodelle und Kopien in Tailleurkleidern, Blusen, Jackenkleidern und Kostümröcken werden ganz unter Preis abgegeben.

Schwarze Frauenmäntel, Abendmäntel, engl. Paletots

bis zur Hälfte des alten Preises und darunter

In Kleiderstoffen, schwarz und farbig, Seidenstoffen, Gesellschaftsstoffen sind die Preise außerordentlich billig.

An die Zentrumswähler im Reichstagswahlkreise Münster—Coesfeld.

Die Reichstagswahlen stehen bevor! **Die Wichtigkeit und die Bedeutung der kommenden Wahl** sind durch den kürzlich erschienenen Wahlaufruf der Deutschen und Westfälischen Zentrumsparteien erschöpfend dargestellt. Auch die Zentrumswähler im Reichstagswahlkreis Münster-Coesfeld sind durchdrungen von der heiligen **Pflicht**, die sie am Wahltage als Angehörige einer ruhmreichen Partei zu erfüllen haben. Es handelt sich um Erhaltung der Religion und der christlich-monarchischen Ordnung in unserem Vaterland. Zeigen wir am 12. Januar, daß diese vom Zentrum stets hochgehaltenen Ziele auch die unserigen sind.

Insbesondere knüpft uns das Band herzlichster Dankbarkeit und unwandelbarer Treue an den bisherigen verehrten Abgeordneten **Exzellenz Dr. Freiherrn von Hertling.** Einmütig und mit größter Begeisterung hat das zuständige Wahlkreis-Komitee Freiherrn von Hertling wiederum **zum Kandidaten proklamiert. Die gesamte Wählerschaft fühlte sich eins mit ihrem bisherigen Abgeordneten.** Der Wahlkreis Münster-Coesfeld ist stolz auf seinen Kandidaten! Freund und Feind haben die große haushälterische Befähigung und die hervorragenden Eigenschaften unseres bisherigen Abgeordneten als Führer der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstages anerkannt.

Zentrumswähler des Wahlkreises Münster-Coesfeld! **In festem Vertrauen und in westfälischer Treue stehen wir auch in Zukunft zu unserem Kandidaten.** Beweisen wir diese Gesinnungen, indem wir am 12. Januar einmütig Se. Exzellenz Dr. Freiherrn von Hertling unsere Stimme geben.

Zentrumswähler, zeigt durch eine **glänzende Wahl**, daß Ihr den Ernst der Zeit erkannt habt, daß Ihr durchdrungen seid von dem **Bewußtsein Eurer Pflicht.** Es genügt nicht, daß unser Kandidat gewählt wird, nein, **hinter ihm muß die Gesamtheit der Wählerschaft stehen.** Jeder Ort unseres Wahlkreises muß den Ehrgeiz haben, die **größte Stimmenzahl, die höchste Wahlbeteiligungsziffer** aufzuweisen.

Münster, Januar 1912.

Das Wahlkreiskomitee der Zentrumspartei des Reichstagswahlkreises Münster—Coesfeld:

Für dasselbe die ersten Vorsitzenden der 3 Kreiskomitees:
Graf Droste-Erbdroste. Herold. Hellraeth.



mit dem Dampfschnellschrauben-Postdampfer „Victoria Luise".
Münchner von Genua 29. Februar.
Besuche: Palermo, Villefranche (Nizza, Monte-Carlo), Syrakus, Malta, Port Said (Eingang Kanal, Kairo, Pyramiden, Sphinx und Suezkanal, Neapel) u. a. Genua (Campo Santo, Dresdner, Deutsche Kirche, Dante-Haus) u. a. Ferner: Jaffa (Jerusalem, Bethlehem, Jericho, Jordan, Totes Meer u. a.), Beirut (Libanon), Damaskus (Ruinen von Baalbek), Damaskus, Konstantinopel (Fahrt durch den Bosporus), Messina (Taormina), Palermo, Monreale, Neapel, Pompeji, Capri, Sorrento, Amalfi, Rom u. a. Rückreise durch Tirol und Südtirol. Reisedauer: Genua—Genua 45 Tage. Fahrpreise von Mk. 680.— an aufwärts.
Illustr. Führer erhalten Sie kostenlos.
Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Personenverkehr, Hamburg.
Vertreter in Münster i. W.: Hermann Leidinger, Ludgeristraße 12.

Dr. Klebs Yoghurt-Tabletten
genußfertig, regeln Darmstörungen, beseitigen die Fäulnisbakterien und verhüten dadurch die tägliche Selbstvergiftung. Blutarmen-Entzündung, Arterienverkalkung u. frühzeitiges Altern. 2 Röhrchen mit 48 großen Tabletten Mk. 1.80.
Dr. Klebs Yoghurt-Ferment
zur Selbstbereitung von Yoghurt. 1 Glas à 1.50 Mk. ausreichend f. 5 Monate. In 28 Ldr. Regn. Zu haben in der meisten Apotheken und Drogerien. Literatur gratis. Bump & Lemmers, Hannover. Wo nicht erhältlich portofrei direkt zu beziehen von Bakterielle Laboratorium von Dr. E. Klebs, München 2. Prospekte gratis.

Bezirks-Generalagentur
Münster i. W.
mit vollem tätigen Inkassomandat, allseitig zu besetzen. Provisionsberechtigung, feste Gehälter und Reisespesen, sowie Provision von gesamter Brutto-Prämie.
Gute Organisation und Überweisen.
Schriftliche Bewerbungen erbeten unter T. 2259 an die Annoncen-Expedition A. Retzlaff, Hannover.

Joh. Aloys Braun,
Emailleur u. Goldschmied, Münster i. W.,
empfiehlt sein bestbekanntes Geschäft
beim Bedarf auf kurzem Wege gefl. Beachtung.
Kirchen-Geräte und Gefäße.

Aug. Hammerschlag.
Cigarrenfabrikant in Bremen.
empfiehlt von seinen rühmlichst bekannten Cigarren insbesondere die Spezial-Marken:
Imp. Havana-Aroma, Ia. Ia. mittelkräftig à M. 6.50 für 1000 St. u.
Aromatica, milde und leicht à M. 5.— für 1000 Stück
sowie Probeselekt gerne zu Diensten stehen.
Alleinvertretung zu vergeben. Versandt also ohne Zwischenhandel.

Warmluft-Zentralheizung
Die nach unserem patentierten System eingerichtete
Einfamilienhaus.
Prospekte und Kostenanschläge kostenlos.
Luftheizungswerke W. Pyrasch, Ingenieur, G. m. b. H., Hagen-Westf.

Zentrums-Wahlkomitee
Bezirk: Herz Jesu.

Am **Dienstag, den 9. Januar, abends 8** Uhr findet im Saale bei Herrn Recklinghoh („Waldhof"), Waldeckerstraße 112, eine

öffentliche Zentrumsversammlung

statt.

Tagesordnung:
Beratung der bevorstehenden Reichstagswahl.
Redner: Herr General-Sekretär **Brand.**

Alle Zentrumswähler ladet ergebenst ein
Der Vorstand.

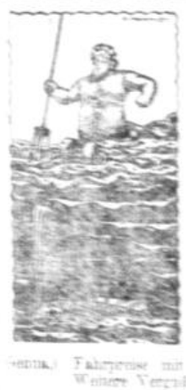
Brors S. J., Modernes A B C.
Brors S. J., Die Unfehlbare I. II.
Wilms S. J., Schutz- und Trutzwaffen I., II. und
Sammlung: Glaube und Wissen. (24 Bändchen) sind weitere
apologetische Werke auf wissenschaftlicher Grundlage
den Katholiken die besten **Verteidigungswaffen** in
um seinen Glauben. Man verlange Prospekte in der
Buchhandlungen, bei Schwierigkeiten direkt vom Verlag.
Bachem's Verlag, Verleger des Hl. Apost. Stuhles, Köln.
— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Pensionat der Ursulinen zu Haselünne.
Staatlich anerkannte Höhere Mädchenschule. Höheres Lehrerinnen-Seminar. Vorzüglich eingerichtete Haushaltungs-Schule; theoretische und praktische Einführung in alle Gebiete der Hauswirtschaft. Buchführung, Diktatschreiben, u. s. w. Pensionspreis 600 Mark.

Pensionat St. Joseph
Rheinbach b. Bonn
geleitet von den Schwestern U. L. Frau.
A. Wissenschaftl. Abteilung:
Anerkannte Höhere Mädchenschule. Pensionspreis 600 Mark excl. Schulgeld.
B. Haushaltungs-Abteilung:
Gründliche praktische und theoretische Anleitung in allen Zweigen des Hauswesens. Pensionspreis 600 Mark.
Besondere Vorzüge bieten die allen Anforderungen der Neuzeit entsprechende Einrichtung und die klimatisch gesunde Lage. — Näheres Prospekte.

Pensionat
geleitet von den Schwestern der Genossenschaft U. L. F.
in
Millingen bei Cleve.
Gründlicher Unterricht in der deutschen, französischen und englischen Sprache, wie auch in allen in höheren Töchterschulen üblichen Fächern und in der Musik. Pensionspreis 500 Mark. Für den Kursus ist auch ein Haushaltungs-Kursus eingerichtet. Preis 150 Mark.
Die regelmäßige Omnibusverbindung zwischen Millingen und Cleve erleichtert den Eltern den jederzeitigen Besuch ihrer Kinder.
Nähere Auskunft und Prospekte erteilt die Oberin und der hochwürdige Herr Rektor **J. B. d. Alfer.**

Vorbereitungsanstalt m. Pensionat
Dir. Ecken. Berlin-Steglitz Fichtestrasse 24 (Fichteberge) gegr. 1895. — Staatl. konzess. — Früher Pensionsvorst. Für alle Klassen. Einj. Primaner u. Abiturienten, ältere Berufe u. Damen. Kl. u. gymnasiale. Zeitersparnis. Vorzügl. Erfolge u. Empfehlungen der hochw. Geistlichkeit u. Centrumsabg. Direktoren, Professs. etc. 10 Lehrer. Gute Pension. 2 Villen, ruhige gesunde Lage. Herrl. gesunder Aufenthalt.

ÖSTERREICHISCHER LLOYD: TRIEST
„Thalia".
Vergnügungsreisen 1912

I. „Zum Karneval nach Nizza."
Vom 1. bis 16. Febr. Triest, Syrakus, Malta, Tunis, Palermo, Nizza, Genua. Fahrpreise mit Verpflegung von ca. M. 300.—
II. „Frühling im Süden."
bis 31. März. Genua, Nizza, Palermo, Tunis, Malta, Korfu, Triest. Fahrpreise mit Verpflegung von ca. M. 285.— an.
III. „Nach Nordafrika u. Italien"
Vom 2. bis 17. März. (Triest, Malta, Smyrna, Tunis, Palermo). Fahrpreise mit Verpflegung von ca. M. 285.— Weitere Vergnügungsreisen laut Programm.
Im Juli und August 1912: **Drei Nordlandreisen.**
Landausflüge durch Thos. Cook & Son, Wien.
Regelmäßige Fahrten ab Triest: Expreßzüge nach Triest-Alexandrien mit den Luxusschnelldampfern „Wien" und „Helgoland" jeden von Triest jeden Sonntag 1 Uhr nachm. — Mittel-deutschland-Kairo in bloß 4 Tagen.
Eillinie Triest-Shanghai, monatlich am 4. ab Triest. Fahrdauer bloß 34 Tage. Vorzügliche Passagierdampfer.
Regelmäßiger wöchentl. Eilverkehr nach Dalmatien, Korfu, Athen, Piräus, Konstantinopel; wöchentl. Fahrten nach Syrien und Palästina, Odessa, Batum, Saloniki, Smyrna, Rhodus, Kandien, Cypern etc.
Prospekte, Auskünfte in Münster bei: Verkehrsverein für Münster und das Münsterland und bei der Generalagentur des Österreichischen Lloyd (J. Hartmann), Köln, Wallrafplatz 2.

37. Volksunterhaltungsabend
Samstag, den 6. Januar, abends 5 Uhr
im Saale des Arbeiterhauses an der Schillerstraße
veranstaltet unter Mitwirkung des Pfarrdeutschen Vereins, Männergesangverein „Melodie" und geschätzten Dilettanten.
Karten 1.20 Mk., numerierte à 50 Pfg. in der Kanonen-Gasse bei Kolck.